This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

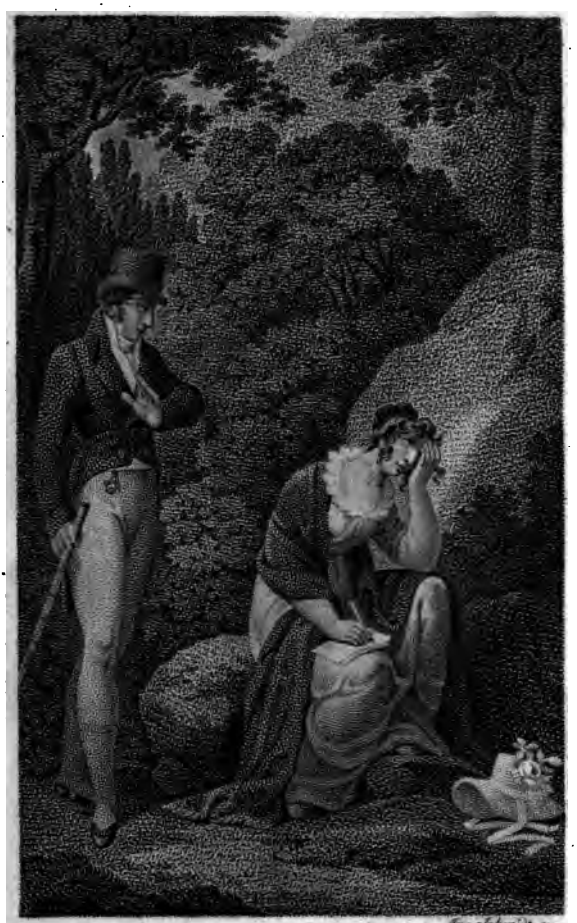
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Sophie Walth
geb: v: Graffenr


Jos. Schmidt sc.

Frauenwürde.

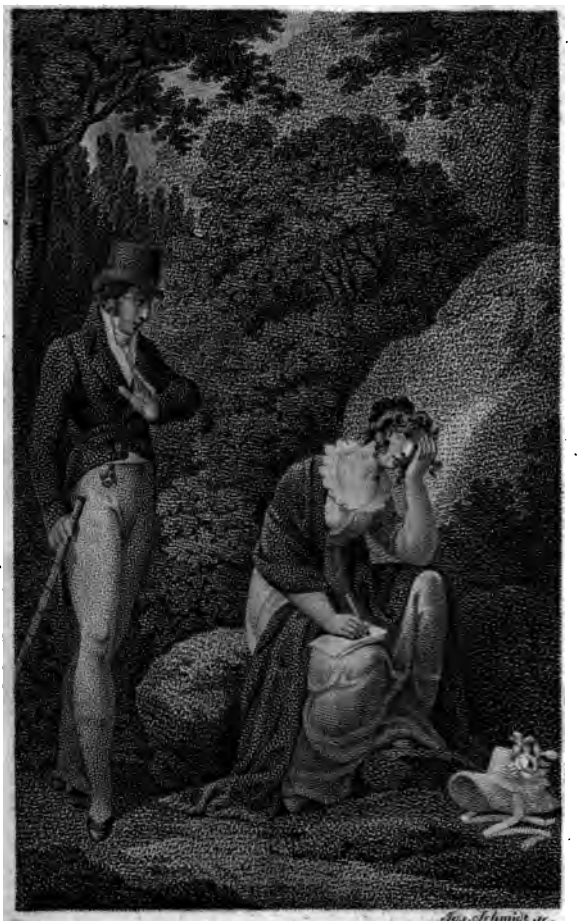
Von

Caroline Pichler,
geborne von Greiner.

Der übel Größtes iſt die Schuld.
Schiller.

Erſter Theil.

Leipzig, 1818.
In Commiſſion
bey Auguſt Liebeskind.


Jos. Schmidt jr.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,
geborenen von Greiner.

Der übel Größtes ist die Schuld.
Schiller.

Erster Theil.

Leipzig, 1818.
In Commission
bey August Liebeskind.

Vorwort.

Da das Motto auf dem Titel dieſes Buchs manchen Leſer verleiten dürfte, hier große tragiſche Begebenheiten oder irgend ein ungeheures Verbrechen zu erwarten, und da dieſe Erwartung, weil ſie durch den einfachen Inhalt des Buchs getäuſcht wird, der Aufnahme desſelben ſchaden würde: ſo ſey es mir erlaubt, dieſem möglichen Vorwurfe, ſo wie noch einer Beſorgniß, nähmlich der Deutung oder Nachweiſung der in dem Romane vorkommenden Charactere, mit einigen Worten zu begegnen.

Die Geſchichte, welche dieſe Blätter enthalten, iſt einfach, ſie könnte ſich in unſeren Tagen zugetragen haben, und iſt in mancher Einzelheit vielleicht auch wirklich geſchehen. Die Menſchen, welche darin vorkommen, ſind bloße Geburten der Phanta-

sie, deren Charactere freylich aus wahren Beobachtungen und wirklichen Erscheinungen, wie dieß nie anders seyn kann, zusammengesetzt, aber nirgends von irgend einer wirklich existirenden Gestalt getreu nachgezeichnet sind. Sie haben Schwächen, Vorurtheile, Irrthümer, Leidenschaften, mitunter auch bösen, oder doch verkehrten Willen. Diese Eigenschaften verstricken sie in Mißverhältnisse und Leiden, sie haben diese Leiden verschuldet, sie werden durch sie gestraft oder gereinigt, und büssen dafür mitten im Schooß des äußeren Glückes, oder bewahren, wenn sie rein geblieben sind, den inneren Frieden mitten unter den Stürmen des Geschicks. Das ist die Ansicht, die ich bey dem Niederschreiben des Buches hatte, das ist auch diejenige, mit der ich wünschte, daß der Leser es in die Hand nähme, und so übergebe ich es, nicht ohne Schüchternheit, dem Urtheile der Welt.

Erſter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

** bad, den 20ſten Junius 1810.

Mein erſter Brief, den ich vor einigen Tagen in Eile abſandte, wird Ihnen gemeldet haben, daß wir glücklich hier angekommen ſind, und die Tante ſich ziemlich wohl befindet. Jetzt, da Alles ausgepackt, geordnet, der Haushalt eingerichtet und die Umgebung ein wenig betrachtet iſt, ſetze ich mich hin, Ihnen genaueren Bericht von Allem abzuſtatten.

Unſere Reiſe war langweilig, wie alle Fahrten, wobey man ein ſchimmerndes Ziel vor Augen hat und das Weiterkommen nur als ein Mittel angeſehen wird, jenes zu erreichen. Der Tante erſchien an dem Ende ihrer Reiſe die Göttinn Hygiäa mitten in den heilenden Waſſern des Quells, mir das bewegte muntere Leben eines Badeorts, wornach mich ſchon lang

gelüſtet hatte. Der Raum bis dahin war uns nur eine Kluft, die uns von dem gewünſchten Gegenſtand trennte. So wurde jede Station, die wir zurücklegten, geſegnet und mit Freuden von der Summe der noch übrigen abgezogen. Überdieß iſt der Weg an ſich einförmig; ich glaube aber, daß, wenn ich auch durch die ſchönſten Gegenden der Welt gefahren wäre, ich dießmahl nicht ſehr davon angeregt worden wäre. Sie wiſſen, liebſte Mutter, daß ich, bey aller Achtung für die Hervorbringungen der Natur, keine große Freundinn von Landſchaften bin, und ein Gemählde dieſer Art mir nur durch die Staffage bedeutend wird.

Mir gefällt es hier überaus wohl. Das Städtchen iſt freundlich, zwiſchen ſchönen Bergen gelegen. Es ſind viele Curgäſte da, und die Nähe der großen Stadt vermehrt die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen. Die ſchattigen Thäler zwiſchen den Bergen gewähren liebliche Spaziergänge, elegante Equipagen, geſchmackvoll geputzte Menſchen beleben, verſchönern die einſame Gegend, und verbreiten Freude, Bewegung und Intereſſe. Es gibt wirklich einen ſehr hübſchen Anblick, wenn man von einer der Anhöhen des lieblich geſchwungenen Thals hinab

und hinan blickt, dort die bunten Gestalten zwischen dem lebhaften Grün wandeln, hier in Gruppen auf den Bänken vertheilt sitzen, dann von fern die glänzenden Kutschen daherrollen, sich auf dem dazu bestimmten Platze sammeln, die Reiter hierhin und dorthin sprengen sieht. Es ist ein bewegliches Gemählde, das ungemein viel Reiz hat.

Wir haben bereits einige angenehme Bekanntschaften gemacht. Da die Verhältnisse und der Geschmack der Tante ihr erlauben, Leute bey sich zu sehen und sich unter dem Schwarm unbedeutender Menschen bemerken zu machen, so sammelt sich, was mehr Gehalt, oder wenigstens Ansprüche hat, um uns, und ich will es versuchen, Ihnen einige Porträte mit flüchtigen Zügen zu entwerfen.

Zuerst führe ich Ihnen einen Baron Fahrnau mit seiner Gemahlinn vor. Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, reich und voll gebaut, mit dunkeln Augen von langen Wimpern überschattet, die eben so viel Gutmüthigkeit als Entschlossenheit anzeigen. Er hat in früheren Jahren, wie man sagt, mit Auszeichnung gedient, auch trägt er den Orden. Wunden und eine unbillige Zurücksetzung veranlaßten

ihn, nach geſchloſſenem Frieden ſeinen Abſchied zu nehmen. Nun lebt er mit ſeiner Frau Jahr aus Jahr ein auf einem mäßigen Gute, das er ſelbſt bewirthſchaftet und von dem er nur höchſt ſelten einen Ausflug in die Welt macht. Man ſieht dieß den guten Leuten auch an. Es iſt das Ehepaar aus der Provinz, zärtlich, unzertrennlich, neu, und in vielen Dingen linkiſch. Die Frau beſonders, eine klare, feine Brünette, mit nicht üblen Zügen und großen, ſanften Augen, hat eine wahre Hausfrauentournüre. Ich weiß nicht, ob Sie verſtehen, was ich damit ſagen will; aber es iſt ſo etwas Eigenes um dieſe Weiber, die gar nichts anders ſind, als Frauen und Mütter. Sie kennen außer ihrer Kinder- und Geſindeſtube nichts und wiſſen von nichts, als den Krankheiten oder Fähigkeiten der Kleinen, den Untugenden ihrer Mägde und den Marktpreiſen zu reden.

Indeſſen, ſo unbedeutend mir das Paar erſcheint, ſo erregt doch Er unter den hieſigen Damen viel Aufſehen, und einige von den Herren finden auch Geſchmack an unſrer Penelope. Hierher gehört vorzüglich ein alter Geck, Graf Norbeck, der mit ihnen vom Lande gekommen iſt, wo er in ihrer Nachbarſchaft wohnt. Dieſe im-

mer lächelnde, flache Gestalt ist in der Jugend schön und bey Hofe gewesen, und hat alle Unbedeutenheit, aber auch alle Zierlichkeit und Förmlichkeit des ehemahligen Elegant in sein mattes Alter hinübergenommen. Ein erbärmliches Wesen, das gar zu gern um junge, hübsche Weiber herumtändeln und Eindruck machen möchte!

Ein zweyter, ziemlich erklärter Verehrer der Baroninn ist bedeutender. Es ist ein Fremder, Lothar genannt, dessen eigentliches Wesen, Herkunft, Bestimmung, Absicht — Niemand kennt. Er gilt für einen schönen, und noch mehr für einen starken Geist. Mir mißbehagt der Mensch. Ich erschrack über seine Gestalt, als ich ihn das erstemahl sah. Ein struppichtes, staubfarbenes Haar, ein Schnurrbart, eine seltsame Kleidung, die bequem und anspruchslos seyn soll, aber nichts weiter, als auffallend ist, unangenehme Züge, doch eine hübsche Figur und Gewandtheit, übrigens ein Verächter des weiblichen Geschlechts und aller hergebrachten Formen, so eine Art von Kraftgenie, die, damit man sie ja nicht für Menschen wie die Andern halte, das Schild der Originalität in Kleidung, Sprache und Sitten aushängen!

Dann folgt eine Demoiſelle Haller, ein Geſellſchaftsfräulein, und hiermit charakteriſirt, denn vielleicht drückt keine Art von Lebenslauf ihr Siegel ſo unverkennbar auf, als dieſe; ein untergeordnetes, immer gefälliges, immer bejahendes Weſen, verblüht, ſchweigſam und unbemerkt. Doch unterhält ſich die Fahrnau gern mit ihr und ſpricht mit Achtung von ihrem Verſtand. Nun, für die Landedelfrau mag dieſe Mlle. Haller allerdings ein Orakel ſeyn!

Aber nun kommt die Hauptfigur, die unter der ganzen Badegeſellſchaft die meiſte Aufmerkſamkeit erregt und bisher auch wohl verdient hat. Es iſt die berühmte Schriftſtellerinn, von der wir ſchon Manches geleſen haben, Frau von Sarewsky, und die lange, blaſſe Haller iſt ihre Geſellſchafterinn. Ein ſchönes Weib ohne Zweifel, vom beſten Ton, die vortrefflich Franzöſiſch ſpricht, kränklich, voll Affectationen, voll Ziererеyen iſt, und dieß bey den Männern trefflich geltend zu machen verſteht! Übrigens führt ſie, ſo wenig ihr ſcheinbar einfacher Anzug, ihre anſpruchsloſe Equipage, Livree u. ſ. w. auf den erſten Anblick in die Augen fallen, einen ſehr glänzenden Haushalt. Alle Tage erſcheint ſie mit einem andern Shawl auf der Promenade,

ſie hat die ſchönſten Meklenburger vor einem echt Engliſchen Wagen geſpannt, ihre Leute ſind in das feinſte Tuch gekleidet, Alles bey ihr und an ihr athmet Geſchmack und Eleganz. Sie hat ſich ſogleich zur Tante geſellt und ſcheint ſich bey ihrer höheren Bildung in unſerm Kreiſe beſſer, als in den übrigen zu gefallen.

Das ſind ungefähr die vorzüglichſten Geſtalten, oder wenigſtens die, welche am öfteſten erſcheinen, und ich freue mich, daß der Zufall ſo viel ausgezeichnete Individualitäten um mich her verſammelt hat, deren deutlich ausgeſprochene Eigenheiten mir Unterhaltung verſprechen. Doch, es iſt die Stunde, um in den Park zu gehen, und die Tante hat ſchon zweymahl geſchickt. Ich füge alſo nur noch bey, daß die Geſundheit dieſer verehrten Frau ſich merklich gebeſſert hat, und der Anfang der Badecur uns zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Das genauere Detail behält ſie ſich vor, Ihnen ſelbſt zu ſchreiben. Ich küſſe Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht die Hand.

Zweyter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

**bad, den 24ſten Junius 1810.

Wir ſind in **bad. Du wirſt Dich wundern. Ich habe mich ſelbſt darüber gewundert, als mein Ludwig vor ungefähr zehn Tagen dem ewigen Zureden unſers Nachbars nachgab und ſich entſchloß, dieſe Zauberwelt, wie es Graf Norbeck, dieſes Babel, wie ich es nennen möchte, auf vierzehn Tage zu beſuchen. Lange widerſtand mein Mann dem Zureden des Grafen, noch länger ſuchte ich ſeinen wankenden Entſchluß aufzuhalten; denn Du weißt, mein Sinn ſteht nicht nach dieſem Gewirre, und ich war in meiner ländlichen Einſamkeit, wo der Ernten ruhiger Kreislauf meine Wünſche begränzte, ſo glücklich, daß mir vor jeder Veränderung in unſerem ſchön geſchloſſenen Leben graute. Aber der Graf drang durch, indem er allen raſchen Lebensmuth und Frohſinn

meines Mannes, und alle Erinnerungen an ſein ehemahliges bewegtes Leben erweckte. Er beſorgte uns eine Wohnung, Ludwig ſandte Relais voraus, ich packte unſere Kinder, Wäſche und Kleider ein, und ſo langten wir nach einer angenehmen Fahrt durch unſere Berge, wobey die Kinder ganz beſonders glücklich waren, hier an.

Gleich im Anfange war mir das Lärmen, die Unruhe, das Gewühl auf den Straßen, das Gedränge auf den Spaziergängen höchſt läſtig. An die Stille unſrer Berge gewohnt, konnte ich keine Nacht ſchlafen, und fühlte mich jeden Abend betäubt und erſchöpft von den vielen wechſelnden Gegenſtänden und Unterhaltungen des Tags. Ludwig fand ſich ſchon beſſer darein. In ſeiner früheren Jugend an das Geräuſch des Feldlagers, an das leutſelige Leben unter den Kameraden gewohnt, hier und dort von einem alten Bekannten angeſprochen, der ihn durch Geſpräch und Erinnerung in jene Welt zurückzauberte, geſucht und geſchätzt um ſeines Kriegsruhms ſowohl, als um ſeiner Perſönlichkeit willen, fühlt er ſich angenehm angezogen, geehrt, befriedigt.

Nach und nach finde ich mich denn auch mehr zurecht. Ich habe einige intereſſante Bekanntſchaf-

ten gemacht, unter andern die Gräfinn Wingheim mit ihrer sehr schönen und talentvollen Nichte. Bey ihr ist der Vereinigungspunct alles Besseren, Gebildeten, das nicht mit dem allgemeinen Strom forttreibt, und die alte Gräfinn, die trotz ihrer Jahre und Kränklichkeit Lebhaftigkeit des Geistes mit ungemeiner Sanftmuth verbindet, scheint eine sehr würdige Frau. So wie auf einem Gartenbeet mannigfach gefärbte Blumen lieblich durcheinander spielen, gerade die Verschiedenheit den höheren Reiz ausmacht, und man in der bunten Menge auch nicht Eine missen möchte, so wirken in diesem Kreise verschiedenartige aber meist ausgezeichnete Geister durcheinander. Frau von Wingheim besitzt das Talent, die angenehme Frau vom Hause zu machen, in vorzüglichem Grade. Sie weiß Jedermann auf seine Art zu behandeln, jedes Verdienst in sein Licht zu stellen, Jeder fühlt sich bemerkt, geltend gemacht. So ist auch Jeder vergnügt und zollt gern seinen Theil zur allgemeinen Unterhaltung. Zum Theil durch Norbecks Geschwätzigkeit wurden auch meine Liebe zur Mahlerey und meine Versuche hervorgezogen, und Frau von Wingheim machte mich mit einem fremden Herrn, Lothar genannt, bekannt, der,

ohne selbst ein ausübender Künstler zu seyn, bey großer Fertigkeit gründliche Ansichten der Kunst besitzt, die er auf seinen vielen Reisen mit Scharfsinn und Glück gesammelt hat. In seinem Umgang ist mir manche genußreiche Stunde verflossen. Er hat mir Ideen über die Kunst, besonders über die alte Deutsche Schule eröffnet, wovon ich in meiner Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Kunstschätzen keinen Begriff hatte; ja er hat mich diese Überbleibsel einer besseren Zeit im eigentlichen Sinne sehen gelehrt, obwohl er selbst bey Weitem nicht so dafür eingenommen ist, als sie mich ansprechen, und ihm die Italienischen Schulen und die Antiken über Alles gehen.

Indessen so sehr mein Verstand und meine Liebe zur Kunst ihre Rechnung in seinem Umgang finden, so wenig fühlt mein Gemüth sich ihm geneigt; ja oft wandelt mich eine Art von Grauen vor ihm an, wenn ich ihn schneidend und kalt über althergebrachte Einrichtungen, über Volksglauben, über den Unterschied der Stände, über die Schwachheiten des menschlichen, und besonders des weiblichen Geschlechts urtheilen höre, als ob dieß Herz sich von Allem losgemacht hätte, was uns andern Erdbewohnern hei-

lig oder lieb iſt, und in ſeiner kalten, abgeſchloſſenen Höhe ganz einſam wohnte. Norbeck, der die Läſterchronik der ganzen Welt weiß, hat mich verſichert, daß dieſer Lothar, ſo wenig hübſch ſein Geſicht iſt, dennoch durch ſeine Kühnheit und Genialität ſehr wohl bey den Frauen gelitten ſeyn, manche heiße Leidenſchaft eingeflößt, und manches Herz gebrochen haben ſoll. Vielleicht iſt es eine geheime Ahnung dieſer Furchtbarkeit, die mich von ihm zurückſcheucht; doch meine ich, der Menſch könnte mir, auch wenn ich noch jünger und mein Herz frey wäre, nie gefährlich werden.

Nicht vollendet ſchön, wie Gräfinn Ida, die Nichte der Wingheim, aber unendlich bedeutender iſt mir die berühmte Dichterinn Sarewsky, deren perſönliche Bekanntſchaft, nachdem ich ihren Geiſt ſchon oft in ihren Werken bewundert hatte, mir ſehr viel Vergnügen machte, und die ihrer zerrütteten Geſundheit wegen das Bad beſucht. Ein feiner Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, ein Zug von ſtillem Kummer, der ihr großes, braunes Auge oft mit unwiderſtehlichem Ausdruck zum Himmel richtet, und die ſchönen Formen des blaſſen Geſichts noch mehr erhebt, machen ſie höchſt anziehend. Den-

ke Dir dazu, daß ſie einen ſehr gebildeten Geiſt beſitzt, und wirklich ſehr ſchöne Gedichte macht, wovon ſie uns zum großen Vergnügen der Geſellſchaft ſchon einige vorgeleſen hat, ſo wirſt Du begreifen, daß ſie ohne Widerſpruch die merkwürdigſte Perſon des ganzen Kreiſes iſt. Sie ſcheint das nicht glauben, oder nicht merken zu wollen; indeſſen meine ich doch, ſie weiß es, und es liegt Etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach ſcheint. Ungezwungener iſt Gräfinn Ida, die Alles um ſich her mit einer Art von Stolz und überſehendem Weſen behandelt, welches ſie freylich der Mühe überhebt, ſich um die Gunſt eines Cirkels zu bewerben, den ſie auf jede Weiſe unter ſich hält. Dennoch gelangen beyde Damen auf ganz entgegengeſetzten Wegen an dasſelbe Ziel, ſich bemerken und bewundern zu machen.

Schilt mich nicht tadelſüchtig, liebe Schweſter! Ich maße mir nicht an, über irgend Jemands inneren Gehalt abzuſprechen, ſondern ſchildere Dir nur den erſten Eindruck der äußern Erſcheinung. Vielleicht finde ich es einſt ganz anders, und nehme dann mein Urtheil mit williger Anerkennung meines Irrthums zurück. Leb wohl!

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad, den 30sten Junius 1810.

Mit mir wird es nicht besser, meine geliebte Freundinn, und ich kann die Frage der besorgten Liebe in Deinem vorigen Briefe nur mit der ewig alten Klage beantworten, daß meine Gesundheit mit jedem Monathe schlechter, mein Gemüth mit jedem Tage leidender, düstrer wird.

Voll froher Hoffnungen kam ich hierher. Hier, dachte ich, soll ein Hafen der Ruhe für mich seyn, wo die von Stürmen gejagte Seele ausruhen und durch die Stille des Aufenthalts, durch die Kraft der warmen Quelle Stärke zu neuen Kämpfen sammeln könnte, die ihr gewiß nicht ausbleiben würden. Es ist nichts mit dieser freundlichen Täuschung, und ich fürchte, der Sturm hebt sich schon wieder von Neuem

auf, der mich auch von hier treiben und in trüber, verworrener Unsicherheit durch die fremde Welt jagen wird.

Wie ich vor einigen Wochen, recht leidend und müde gequält, von Weitem mich diesem ländlichen Aufenthalt näherte, wie diese Berge mich freundlich ansprachen, die die ungeheure, sich nach Ost und Nord ausdehnende, Fläche beruhigend begränzen, und gleichsam den ermüdenden Lauf des in's Unendliche hinstrebenden Gedankens mit ihren grünen Wäldern und den alterthümlichen Schlössern auf ihren Stirnen so wohlthätig aufhalten! Hier, hier sollte ich Ruhe finden, hier oder nirgends! — Ach, es war ein Traum!

Tief im Innersten des zerrissenen zwiespaltigen Herzens liegt der ewig wuchernde Keim der Unzufriedenheit. Nicht, wie die Welt dieß Wort meint, die Welt, die mich nicht versteht und in blöder Verwunderung als ein Wesen aus andern Sphären anstaunt, nicht, meine Bertha, als trüge sich aus mir der Geist der Unbestimmtheit und Verworrenheit auf Alles über, was mich umgibt — ach, ich weiß nur zu wohl, was ich will, und warum ich's will — aber daß das, was ich als das höchste und einzige Glück erkenne,

die Welt mir nicht zu geben vermag, daß ich mit meinen Gefühlen und Forderungen ein ewig verstoßener Fremdling in diesem rauhen Leben bin, das mit täppischer Hand kalt und gemein in mein zartestes Heiligthum greift, das ist mein Unglück!

Und kann ich es ändern? Kann ich auch nur wünschen, daß es anders seyn sollte, wenn ich, um dieß zu erreichen, das zartbesaitete Äolsharfenspiel eines leichtbewegten Gemüths, und die Regenbogenflügel meiner Phantasie gegen die metallene oder hölzerne Glocke einer solchen Gewohnheitsseele vertauschen müßte, wie sie mich zu Tausenden umgeben, an die der Schwengel der alltäglichen Begebenheiten recht derb anschlagen muß, um nur Einen und ewig denselben Ton in ermüdender Einförmigkeit hervorzulocken?

Nein! Wie viel ich auch leiden mag, wie verletzbar und häufig verletzt auch dieß so oft zerrissene und nie ganz geheilte Herz dadurch wird, nein, ich tausche nicht mit diesen Menschen um mich her.

Sonst, im Körperlichen, geben vernarbte Wunden eine dichtere Stelle, die nicht mehr so leicht zu beleidigen ist; aber im Geistigen herrscht, ich fühle es, ein anderes Gesetz. Oder

herrſcht es nur bey mir? Bin nur ich dazu erſehen, in jeder neuen Wunde alle alten wieder mitzufühlen, und jemehr Narben ich aufzuweiſen habe, deſtomehr verletzbare Stellen dem Schickſal darzubiethen?

Und wieder andere Menſchen! — O der Himmel ſcheint ſie recht zur Schatzkammer aller ſeiner Güter, zum ſeligen Tempe erkoren zu haben, auf das er in unerſchöpflichem Reichthum und Segen das Füllhorn ſeiner Freuden ausleert! Da iſt eine Frau von Fahrnau, ein hübſches, junges, in ländlicher Geſundheitsfülle blühendes Weib, wohlhabend genug, um vor jeder Sorge gedeckt, und nicht reich genug, um dem Überdruß des Überfluſſes ausgeſetzt zu ſeyn. Ziemliche Geiſtesbildung und ein entſchiedenes Talent für Mahlerey verſchönern ihr Leben, ein ewig heiterer Gleichmuth thront auf ihrer freyen Stirn, jeder Umgang, jede Umgebung gilt ihr gleich, ſie iſt im Stande, mit dem unbedeutendſten Weibe einen recht angelegentlichen Zweyſprach zu führen, ſich in alle Nichtigkeiten und Alltäglichkeiten des häuslichen Lebens zu vertiefen, wie die gemeinſte Weiberſeele, die in ihrem verſponnenen, verkochten, verwaſchenen, vernähten Leben, wie Jean

Paul ſagt, nie etwas Höheres kannte. Dieſe Frau umhüpfen zwey bildſchöne Kinder, wie Amorino's geſtaltet, die ſie auch mit allem Zauber mütterlich verklärender Liebe in einer Fülle von bunten Blumen eben ſo phantaſiereich als gemüthlich für ihren Mann gemahlt hat. — Und dieſer Mann! Bertha! Dieſer Mann! Wie kommt die Frau zu dieſem Mann? Wie hat ſie in ihrer ſtillen Gleichmüthigkeit, in ihrem heitern Alltagsweſen dieß Herz entzünden können? Baron Fahrnau iſt der ſchönſte — doch das iſt wenig geſagt — er iſt der unwiderſtehlichſte Mann, den ich je geſehen. Daß ſie mit ganzer Seele an ihm hängt, begreife ich wohl, und begreife es auch nicht; denn wie kann ſie ihn ganz verſtehen? Doch ihr beſchränktes Weſen wird durch einen Splitter ſeiner reichen tiefen Natur befriedigt und vollkommen beglückt. So iſt er ihr Alles. Aber ſie ihm? — Ich weiß es nicht. Er ſcheint ſie zu lieben, ihn ziehen Gewohnheit, ihre Herzensgüte, ihre Unterordnung, endlich die himmliſchen Kinder an ſie.

Kurz, ſie iſt glücklich, ſie iſt das neidenswertheſte Weib auf Erden, ſie genießt der höchſten Seligkeit und ihr ſtilles, ſtumpfes Gemüth wird nur befriedigt, nicht hingeriſſen, nicht aufgezo-

gen in die Höhen des Himmels, und fürchtet also auch keinen Sturz. Die Überselige!

Ob es wohl wahr ist, was Werner in seinen Schriften an mehr als einer Stelle deutlich ausspricht, daß die Liebe ein Blitz ist, der in zwey verwandte Herzen auf einmahl einschlägt, sie entzündet und läuternd verzehrt — Wahrheit, oder nur ein poetisches Bild, eine Abstraction von Einem außerordentlichen Falle? Beyde Herzen auf einmahl!

Mein Kopf ist wüst. Ich habe viel geschrieben und Vielerley — wie verworren, wie unzusammenhängend, mag ich nicht untersuchen, denn ich mag nicht überlesen. Es ist mir nichts mehr in der Seele zuwider, als ein bedächtliches Wiederkäuen von Gedanken und Gefühlen, die in einer bewegten Stunde, der meisternden Vernunft unbewußt, aus Geist und Gemüth hervorquellen. Sie sind es eigentlich, die den Menschen in seiner innersten Eigenthümlichkeit darstellen, wie er ist. Wollte ich überlesen, würde ich zu überlegen, zu tadeln, zu ändern finden. Dann bekämst Du wohl einen besseren Brief, aber kein so treues Gemählde meines armen, zerrissenen Ichs, das doch, ich hoffe es, Dir auch lieb, und wenn schon mitleidens- doch auch achtenswerth ist. Leb wohl!

Vierter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad den 2ten Julius 1810.

Norbeck hat mich beredet, endlich nach acht Jahren zum ersten Mahl mein stilles Rosenstein zu verlassen, und hier in **bad zu sehen, ob und wieviel sich die Welt seitdem verändert hat. Ich hatte lange nicht Lust dazu. Mir war wohl in meinen Bergen, im Kreise meiner Lieben, den ich nur verließ, wenn nothwendige Geschäfte mich in die nahe Provinzialstadt führten. Der Gedanke, meiner geliebten Leonore Freude zu machen, bestimmte mich mehr, als Norbecks Zureden. Du kennst das holde, treffliche Weib, das so gern über Andere sich selbst vergißt. Sie schien es nicht zu wünschen, sie fand Hinderniße. Ich konnte nicht glauben, daß die fröhlich blühende, junge Frau kein Wohlgefallen an einem Schauplatz finden sollte, auf dem ihre Gestalt, ihre Talente ihr Auszeichnung und Vergnügen zu-

ſicherten; aber es war mir ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Häuslichkeit, und die Beſorgniß, mich zu einer beträchtlichen Ausgabe zu vermögen, ihr jenes Betragen eingaben, und ich hatte nicht unrecht geſehn. Meine gute Leonore fühlte ſich wirklich, nachdem die erſten Tage der Ungewohntheit vorüber waren, recht vergnügt. Sie wird ehrenvoll ausgezeichnet, ihre liebliche Geſtalt, ihr feines und anſpruchloſes Betragen erregen Wohlgefallen, und ihr ſchönes Talent zur Mahlerey, das nur ihre holde Demuth für nichts als eine gewöhnliche Fertigkeit anſieht, hat Aufſehen gemacht. Ein gewiſſer Lothar, ein Fremder, der eben aus Italien zurückgekommen iſt, und hier für ein Mittelding von Künſtler oder Kunſtkenner, im Ganzen aber für ein räthſelhaftes Weſen gilt, huldigt ihr vor Allen. Es iſt ſo eine Art von Kraftgenie, ein Mann des Volks, der nichts über ſich dulden mag, weil er überall herrſchen möchte. Wir ſtoſſen einander ab, wie zwey gleichnahmige Pole, nicht um Lorchens willen — hier iſt er mir nicht furchtbar, und ihre ſtille Würde hält ihn ohne Sprödigkeit in den gehörigen Schranken — aber ſeine Denkart und ſeine Reden ſind mir unerträglich. Er iſt, um Alles mit Einem Worte zu bezeichnen, ein Franzoſen-

knecht, ein Menſch, der ſein Deutſches Vaterland verachtet, verläugnet und verräth, um den Weltbezwingern zu huldigen und gelegentlich durch ſie ſein Glück zu machen, und der darum den Philoſophen und Cosmopoliten ſpielt. Ich verachte dieſe Menſchenart, obwohl ich in zu blinder Achtung für alte Vorrechte nicht überſehe, was die neue Zeit Gutes hervorgebracht hat. Das Mittelalter, das Ritterthum iſt verſchwunden, die fortſchreitende Menſchheit bedarf veränderter Formen. Aber jenen Revolutionärs iſt es nicht um die Menſchheit zu thun. Sie wollen herrſchen, und darum nichts anerkennen, was einſt gut und ehrwürdig war, und ſeine Brauchbarkeit, ja ſeine Nothwendigkeit durch Jahrhunderte bewährt hat, nähmlich jene feſtgeſtellten Pfeiler des geſellſchaftlichen Vereins, den Unterſchied der Stände, die Religioſität der Geſinnungen und die Heiligkeit des Throns, auf welche das Glück der Menſchheit wie auf unerſchütterliche Felſen gebaut war, weil ſie in ihrer ehrwürdigen Unerreichbarkeit, unzugänglich für das Treiben der Leidenſchaften, wie für das Graben und Stöbern der Neuerungsſucht, daſtanden. Was daraus geworden iſt, daß eine unter dem Deckmantel der Freyheitsliebe verſteckte Herrſch-

ſucht, ſo wie eine unter dem Schein der höchſten Aufklärung verborgene Intoleranz der Vernunft Alles, was den geſelligen Verein zuſammenhielt, untergraben, alle alten Vorrechte geſtürzt, und alle Ordnung chaotiſch vermengt haben, das hat die Welt zu ihrem Unglück erfahren. Selbſt Napoleon, er müßte der kluge Kopf nicht ſeyn, der er ſicher iſt, hat das eingeſehen. Er hat der Religion ihre alte Würde, der herrſchenden Dynaſtie ihren neuen Glanz zu geben geſucht, ja er hat ſogar eine Blendlingsart von Adel eingeführt. Das, was einſt war, konnte er nicht herſtellen, und das iſt das Unglück der Zeit. Nicht der Titel des Freyherrn oder Grafen, den er verleiht, macht den Adeligen; es iſt der Sinn, das Blut, wie ich ohne lächerlichen Stolz oder Übertreibung zu behaupten wage. Auf unſern Schlöſſern, in den Häuſern unſerer Väter, in welchen dieſe von Glied zu Glied gewandelt, wo ihr Wirken und Walten ringsum ſichtbar iſt, wo ihre Bilder auf uns herabblicken, Alles uns der angeſtammten Würde und ritterlichen Weſens mahnt, da bildet ſich der echte adlige Sinn, wenn nur ein Funken Anlage dazu vorhanden iſt.

Das iſt es aber auch, um was uns dieſe

Emporkömmlinge ewig beneiden, was ſie nicht erſtreben, mit keiner Kraft des Willens, keiner Liſt, keiner Anſtrengung erwerben können, was nur die Gunſt des Himmels gibt — geboren zu ſeyn aus edlem Blut, aus einem alten rühmlichen Hauſe, und einen Nahmen zu tragen, der ſchon in der Vorwelt leuchtete.

Das hat Taſſo, der Dichter und Edelmann, und alſo zweyfach auf dieſe Weiſe beſchenkt war, fühlen müſſen, und Göthe's Genie hat es erkannt, als er ihn ſagen ließ:

Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann — das wird er nie verzeihn.

Doch weg mit dieſem widerlichen Menſchen, und Allen, die ihm mehr oder weniger ähneln, und ohne ſeinen Geiſt zu beſitzen, ihm knechtiſch nachbethen, auch dabey ſich eben ſo klug und genialiſch dünken, als die groſſe Nation ſelbſt, wenn ſie den Untergang aller jetzt noch beſtehenden Formen, den Umſturz aller Thronen, und eine Univerſalmonarchie, als die nothwendigſte und ſegensreichſte Entwickelung der Menſchheit, voraus verkünden!

Laß mich von etwas Anderem, etwas nicht minder Auffallendem aber Lieblichen ſprechen! Ich habe eine höchſt anziehende Bekanntſchaft auf eine höchſtanziehende Art gemacht.

Gleich in den erſten Tagen meines Hierſeyns ſtreifte ich früh am Morgen auf den Bergen herum, um die Schönheit der Gegenden genauer kennen zu lernen. Als die Sonne höher geſtiegen war, wandte ich mich abwärts von den freyen Höhen gegen das waldichte Thal. Ich ſah ſchon die Straße unten hinlaufen, die mich nach dem Städtchen zurückführen ſollte. Nur ein Geſträuch hielt mich noch auf. Ich brach durch, und — ſtelle Dir meine Überraſchung vor! — ein Frauenzimmer in eleganter Morgenkleidung, den Kopf auf den Arm, den Arm auf das Knie geſtützt, ein Blättchen Papier auf dem Schooße und eine Bleyfeder in der Hand, ſitzt ſo, daß die Hand und die fallenden Locken mir ihr Geſicht verdecken, in dieſer einſamen Gegend in mahleriſcher Stellung wie hingegoſſen vor mir, ſieht mich nicht, und hört nichts von dem Geräuſch, mit dem ich durch's Dickicht gedrungen bin. Ich bleibe ſtehen, ich betrachte ſie, Seufzer heben ihre Bruſt, eine ſeltſame Regung ſcheint ſie zu bewegen, einige leiſe, unartikulirte Töne entſchlü-

pfen ihrem Munde. Ich habe Zeit, den feinen Wuchs, das Geringel des braunen Haares, das über die schneeweiße Hand wallt, die edle Haltung zu beobachten, wie der rothe Indische Shawl die weißgekleidete Gestalt halb umschließt, halb zeigt, und in schön geworfenen Falten auf die Erde sinkt, wo neben ihm einer der feinsten Italienischen Strohhüte mit einem Sträußchen von frischen Feldblumen den Geschmack und die Eleganz der Eigenthümerinn beweiset. Endlich erhebt sie sich, das Geringel der Locken sinkt zurück, zwey große, hellbraune Augen sehen mich staunend an, die feinen Lippen öffnen sich, wie zum Sprechen, die edleren Umrisse des Gesichts zeigen sich im Ausdruck lieblicher Verwunderung; aber sie schweigt und sieht mich unverwandt an. Ich fühle das Beengende unserer Lage, sage einige Worte, die meine Gegenwart entschuldigen sollten, und will gehen. Eine lebhafte Röthe bedeckt ihr Gesicht, ihr Auge folgt mir und sie winkt mir zu bleiben. Du kannst denken, daß ich gehorchte. Ich setze mich neben sie, wo sie mir auf dem Felsenstück Platz machte, und erfahre, daß diese wunderliebliche Erscheinung die berühmte Rosalie ist, deren Dichtungen Eleonoren und mir schon so viel Vergnügen gemacht

haben. Ihre Geſundheit, die in dem beklagenswertheſten Zuſtande iſt, eine Folge vieler Kränkungen und eines ſehr traurigen Schickſals bey einer ſo zarten Reizbarkeit, wie man ſie an der Schöpferinn jener Meiſterwerke leicht vorausſetzen kann, hat ſie, nachdem ſie vergebens in Pyrmont und in Spaa war, vermocht, hier noch die letzte Zuflucht zu ſuchen. Sie ſelbſt ſcheint indeß wenig zu hoffen, und dieſer wenigen Hoffnung lächelt ſie mit ſanfter Geduld wie ein ſchon halb verklärter Geiſt entgegen, der dieſer Erde nicht mehr ganz angehört.

Ich ſehe ſie ſeitdem oft; vielleicht öfters als gut iſt. Sie hat Zutrauen zu mir, mein Umgang ſcheint ſie zu erheitern, ſie ſucht ihn merklich auf, und zeigt mir eine Auszeichnung, die mich freut und verwirrt. Ich denke, es wird gut ſeyn, wenn wir unſern Aufenthalt nicht ſehr lange machen; denn mir iſt noch keine Frau erſchienen, die mit ſo mancher Sonderbarkeit, ſo viel ausgezeichnete Eigenſchaften, und ſo viel unendlichen Reiz verbände. Leb wohl!

Fünfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad den 10ten Julius 1810.

Nein, für mich ist keine Ruhe, liebe Bertha! Mein unglückseliges Gefühl, zu warm für diese Alltagswelt, zu reizbar für die Berührungen einer schroffen Wirklichkeit, machte von jeher mein Unglück, trieb mich aus einem unbefriedigenden Verhältniß in's andere, regte mich für das Gute, Schöne, Erhabene, wo ich es fand, zu lebhaft auf, und ließ mich dann einsam, unverstanden, oft verrathen, mit blutendem Schmerze fühlen, daß ich nicht für diese Welt, und die Welt nicht für mich ist.

Wo bin ich, armer, verirrter Fremdling, denn her? Welcher schönere Stern war der frühere Wohnort dieses hier in Ungenügsamkeit schmachtenden Wesens, das man meine Seele nennt, das, in diesen gebrechlichen Körper ge-

bannt, durch deſſen krankhafte Reizbarkeit und Schwäche alle Augenblicke ſchmerzlich an ſeinen Kerker gemahnt wird? Warum hat mir das Schickſal dieß Gefühl gegeben, und jedesmahl den Gegenſtand desſelben meiner unwerth, oder meinen Hoffnungen unzugänglich gemacht? Unzugänglich! — Welcher Begriff wird mit dieſem allgemeinen und unbeſtimmten Worte bezeichnet? Kann einer reinen, geiſtigen Flamme, die nichts Irdiſches meint, und jedes Körperliche als ihrer unwerth von ſich ſtößt, wohl irgend etwas unzugänglich ſeyn? Können Geiſter in ihren Wirkungen aufeinander aufgehalten werden von der groben Materie? Und iſt es etwas anderes, als dieſe Materie, welche unſern Körper bildet, uns zu Mann oder Frau, zu Fürſt oder Bauer, zu reich oder arm macht? Hat denn der Geiſt, dieſer reine, göttliche Funke, einen Theil daran? Iſt die Seele, als Seele, Ehemann oder Ehefrau, König, Handwerker u. ſ. w.? Kann ſie von irdiſchen Feſſeln gehalten, und von bürgerlichen Ordnungen gebunden werden, die nur auf dieſem Stern, ja auf ihm nur in einem kleinen Theil desſelben und nur für eine gewiſſe Zeitperiode geltend ſind, in dem Meere der Ewigkeit aber, in der Unendlichkeit des Raums, wo-

rin die Geiſter ſich eigentlich bewegen, wie ein unbedeutendes Pünctchen verſchwinden?

Nein! Nein! ruft mir mein Inneres mit tauſend Stimmen zu: Nein, das iſt nicht!

Die Geiſter gehorchen ganz andern, ewigen, allgemeingültigen Geſetzen einer viel erhabneren Welt. Jene heilige Sympathie, die die Bürger dieſes Reichs aneinander zieht, und die in höheren Räumen, in einer uns verhüllten Periode unſerer früheren Exiſtenz gebildet wurde, kann ſich menſchlichen und körperlichen Geſetzen nicht fügen. Wenn nun ein günſtiges Geſchick zwey dieſer einſt verbundenen Geiſter hiernieden zuſammenführt, ſollen armſelige Beſchränkungen, von der Noth erfunden, und von gewöhnlichen Menſchen zu Moralgeſetzen geſtämpelt, dieſe Weſen trennen können? Sollte das recht, oder auch nur erlaubt ſeyn?

Bertha! Mein Kopf ſchwindelt, und mein Herz iſt ängſtlich gepreßt. O, wann, wann wird mir endlich einmahl Ruhe werden?

Ich liebe, Bertha, — nicht mit jener Gluth der Leidenſchaft, die Du Glückliche, welcher die Götter vergönnt haben, durch's Leben zu tanzen, nicht kennſt, und an andern oft bitter getadelt, noch öfter verlacht haſt; ich liebe mit der

vollen Erkenntniß, jetzt das Weſen, das Einzige, das lange Geahnete gefunden zu haben, das alle Mängel meines in ſich zerſplitterten Selbſts ergänzen, mich, mit ſich vereint, zu einem vollſtändigen Weſen, allen Kampf zum Frieden, allen Sturm zu ſchöner Ruhe machen wird.

Unſer erſtes Begegnen — ich werde es nie vergeſſen — war ſo bedeutend! Es war Morgens früh. Ich fuhr nach dem Bade, wie ich öfters zu thun pflege, wenn noch der rauſchende Schwarm gedankenloſer Städter die ſtille Wildniß nicht entweiht, in eines der romantiſchen Thäler, die ſich hier in allen Richtungen höchſt mahleriſch durch die Berge ſchlingen, hieß die Leute mit dem Wagen warten, und verſenkte mich in ein Gebüſch, das mich in anmuthigen Windungen immer weiter aufwärts lockte. Ermüdet ſetzte ich mich endlich auf ein Felſenſtück nieder, ließ die Augen auf der Waldgegend umherſchweifen, öffnete Herz und Sinne den mächtigen Einwirkungen der Natur, ließ ſie mein Innerſtes durchdringen, und die zerriſſene Seele ſich an ihren wohlthätigen Berührungen erquicken. Eine milde Wärme glühte in mir auf, erhob und vergeiſtigte mich. Es war mir, als ſollte ich die ganze Natur um mich her in Liebe umfangen, als

ſänke das Nachtſtück meines vorigen Lebens, wie Mathiſſon ſingt, in die Quelle der Vergeſſenheit hinter mir hinab.

Es war eine geheimnißvolle, eine nicht ohne eines Gottes Einwirkung entſtandene Stimmung. Ich verſuchte zu dichten, die Gedanken ſtrömten mir zu Tauſenden zu, die Empfindungen arbeiteten ſich zu entwickeln, mir war ſo wohl und ſo weh, ſo ſelig und ſo verlangend, ſo inbrünſtig und doch ſo vergnügt. Ich ahnete das Daſeyn, die Nähe einer befreundeten Seele. Ich kannte ſie nicht, ich bangte nach ihr, die unbeſtimmte Regung fing an ſich zu entfalten, die Gedanken wurden deutlicher, es klang mir in der Seele wie Geſang, ich hörte den Rythmus, ich verſtand endlich die Worte, nahm Bleyfeder und Papier aus dem Arbeitsbeutel und ſchrieb auf, was in mir tönte. So ſaß ich eine Weile ſeelenvergnügt, und nur an der Welt meines Innern mein Leben fühlend, als ich mich endlich aufrichtete, um einen ſtärkenden Blick auf die Gegend zu werfen, und nun — o Bertha! wie beſchreibe ich, was das Werk einer übernatürlichen Gewalt, eine Göttererſcheinung war! — nun plötzlich die ſchönſte Männergeſtalt, die ich je geſehen, mit einem Ausdruck der Züge, einem

Blick der Augen, einem Adel des Weſens vor mir ſtand, die mir in dem erſten Momente, noch ehe Eines von uns ein Wort zu ſprechen vermochte, mit allen Stimmen meines Innerſten gewaltig zuriefen: Das iſt Er! Das iſt die Seele, die du ſuchſt, die du kennſt, die du faſſeſt, die dich kennt, die dein iſt!

Verlange kein Auseinanderſetzen, wie dieſe erſte Überraſchung ſich löſte und wir miteinander bekannt wurden! Ich weiß es nicht mehr. Berechne mir, an welchem Punct und mit welchen Tropfen der Strom zum Strome fließt, wenn ſich einer in den andern von liebender Gewalt gezogen ergießt, und nun beyde — Eine Fluth — innig, vereinigt, untrennbar, ununterſcheidbar miteinander fortſtrömen!

Ich kämpfe nicht gegen dieſes Gefühl, ſo ſehr es den hergebrachten Formen zu widerſtreben ſcheint; ich forſche nicht, ob Er es auch ſo klar, ſo unwiderſtehlich erkennt, als ich. Fahrnau liebt ſein Weib, das weiß ich, und tadle es nicht, und fürchte es nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weiſe angehören. Ich überlaſſe Alles der Leitung der Vorſicht, die über uns in heiligen Finſterniſſen wandelt, und ein geiſtiges Band, das ſie ſelbſt geknüpft und unauflöslich gebunden

hat, nicht wieder zerreißen kann. Sie hat einmahl befohlen und gehorcht ewig; ihre Geſetze ſind unaufhebbar, denn ſie ſind unendlich weiſe. So ſind wir vereinigt, und können nicht wieder getrennt werden. Leb wohl!

Sechster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

** bad den 20sten Julius 1810.

Meine vorigen Briefe, liebste Mutter, werden Sie überzeugt haben, daß es mir sehr wohl geht. Wir sind bereits vier Wochen hier, und ich sinne verwundert nach, wie das seyn kann? Indem mir diese Zeit wie ein einziger fröhlicher Tag verschwunden ist. Wäre nicht meine Entfernung von Ihnen und eine sehr gerechte Sehnsucht nach der besten der Mütter, so wüßte ich wahrlich nicht, was mir zu wünschen übrig bleiben könnte. Dennoch ist es gut, daß es so ist; denn das nahende Ende unsers Aufenthalts würde mir zu drohend scheinen, wenn nicht die Hoffnung, in Ihre Arme zu eilen, der Furcht vor dem Aufhören der gegenwärtigen Freuden das Gleichgewicht hielte.

Die Gesundheit der Tante bessert sich zusehends, und erlaubt mir, noch mehr von den mannigfaltigen Zerstreuungen und Annehmlichkeiten dieses Badeorts zu genießen. Der Kreis, der sich um uns sammelt, erweitert sich jede Woche durch einige bedeutende Mitglieder. Jedes trägt nach seiner Art zum Vergnügen des Ganzen bey. Wir fahren in die wunderschönen Umgebungen spazieren, besteigen alte Ritterschlösser, besuchen ehrwürdige Abteyen, treiben uns hier im Parke unter der auf- und abfluthenden Menge der Badegäste herum, oder sehen zu Hause einen gewählten Cirkel und bringen die Stunden mit Musik oder Plaudern zu. Meine steten Begleiter, die Sie bereits aus meinen früheren Briefen kennen, ermangeln nicht, sich überall einzufinden, wo sie hoffen können mich zu treffen, und das vermehrt das Anziehende jener Unterhaltungen. Die Bedeutendsten unter ihnen sind Fürst Radvinsky und Baron Lehmbach, und das Zünglein der Wage steht noch immer zwischen Beyden inne. Der Fürst ist wohl bey Weitem die glänzendere Parthie; aber Lehmbach ist um zwanzig Jahre jünger, viel gebildeter, viel geistreicher, und die beyden kleinen Kinder seiner ersten Frau sind durch das Vermögen ihrer Mut-

ter verſorgt. Er wird eine brillante Carriere machen, und dann wohl leicht mehr Einfluß haben, als der Fürſt, der bey großem Vermögen und hoher Geburt doch nur privatiſirt. Man ſpricht davon, daß Lehmbach nächſtens Gouverneur in ** und Geheimerrath werden ſoll. Sie ſehen, liebſte Mutter, die Schalen ſtehen ungefähr gleich, und ich erbitte mir Ihren Rath, da ich mein Herz, ſo viel wie möglich, unbefangen zu erhalten ſuche.

Übrigens gibt es hier noch eine Menge Dinge, die mich beluſtigen, und die geſellige Unterhaltung würzen. Es ſind die Schwächen, Eigenheiten, Liebhabereyen oder Leidenſchaften der Menſchen um mich her, die mir wie eine Art von Comödie zum Zuſehen und Lachen dienen. Vor Allem taugt zu dieſem Zwecke die ſchöne Pohlinn, wie ſie hier genannt wird, jene berühmte Frau von Sarewsky, die mit ihren Gedichten, Krankheiten, Ziereyen und Anſprüchen, mit einem Schwarm von geblendeten Verehrern, die dieſen Flitter für echtes Gold anſtaunen, mit den Kämpfen und Verzerrungen ſinkender Tugenden, die ihr zum Opfer fallen werden, und mit den lächerlichen Behauptungen, wozu das leichtgetäuſchte Männergeſchlecht durch

anging und nicht gut war. Wir ſtiegen ein. Die meiſten Männer ſetzten ſich zu Pferde. Ich gab auf unſere Dichterinn Acht und merkte wohl, wie ſie mit dem Einſteigen zögerte, um die beſte Conſtellation abzupaſſen. Leonore allein hatte einen geſchloſſenen Wagen, ich fuhr, wie natürlich, mit ihr, und den Rückſitz ſollten Lehmbach, dem ſeine Bruſt das Reiten nicht erlaubt, und ein alter Chevalier einnehmen. Da drängte ſich die Pohlinn zu uns, und wußte unter dem Vorwand, daß ihr Wagen offen ſey, und ſie den etwas friſchen Morgenwind nicht ertragen könne, es dahin zu bringen, daß ich ihr meinen Platz neben der Fahrnau abtreten, und im Rückſitz an des Chevalier Seite, deſſen gebrechliches Alter ihm ein heiliges Recht auf den geſchloſſenen Wagen gab, vorlieb nehmen mußte. Lehmbach trat mißmuthig zurück, und ich war im Innerſten meines Herzens über das liſtige Weſen ärgerlich, das mit allen dieſen Künſten nichts anders beabſichtigte, als in dem Wagen zu fahren, zu dem ſich Fahrnau, weil ſeine Frau darin ſaß, am ſchicklichſten halten konnte. Nun hätten Sie, liebſte Mutter, das Spiel von Ziererеyen, Anſprüchen und Klagen ſehen ſollen, womit ſie während einer zweyſtündigen Fahrt ihre

ſcheinbare Unbefangenheit gegen eine Frau, die ſich im Grund ihres Herzens bitter von ihr gekränkt fühlen muß, zu behaupten, und den Mann, ſo oft er ſich dem Wagen näherte und mit uns ſprach, zu beſtricken ſuchte. Eleonore nahm ſich dabey vortrefflich. Ich hätte der einfachen Frau dieſe Kraft und Beſonnenheit nicht zugetraut. Nur zuweilen glaubte ich einen wehmüthigen Blick auf ihrem Mann ruhen zu ſehen, wenn die Schlange neben ihr ſich recht ſchmeichleriſch an ihn wand. Fahrnau iſt ſchön, das iſt wahr, und hat ein gewiſſes ritterliches Weſen an ſich, das ihn wohl kleidet; aber er verdient ſeine Frau nicht, und wird ihr ſicher untreu, wenn er's noch nicht iſt.

Unter mancherley bis zum Eckel getriebenen Klagen über Kränklichkeit und ein böſes Schickſal, das ſie von jeher verfolge, und unter gelehrten und empfindſamen Bemerkungen, wobey ich Leonorens Geduld bewunderte, langten wir endlich im Kloſter an. Alles ſtieg ab und aus. Die Sarewsky brach ſogleich in exſtatiſche Ausrufungen über die Schönheit der uralten ſchwarzen Kirche in Gothiſchem Styl aus, und gerieth eben ſo ſchnell mit Lothar, der ihr gern und faſt immer widerſpricht, in einen gelehrten Streit

über antike und deutsche Kunst, in welchem sie der letzten bey Weitem den Vorzug gab, den Einfluß derselben auf das Gemüth, und auf unsre Nationalität behaupten, und endlich sogar das Unglück von Deutschland, nähmlich seine Unterjochung durch die Franzosen, von der Vernachlässigung altdeutscher Art und Kunst ableiten wollte. Die schmachtenden Augen, die weißen Arme, die trotz Erkältung und Krämpfen unverhüllt getragen wurden, spielten dabey die gehörige Rolle, und die Männer fanden die begeisterte Sprecherinn ganz unwiderstehlich. Nur Lothar allein hielt ihr muthig Widerstand, und ließ sich mit seinen wirklich gründlichen Kunstansichten weder durch ihre Declamation noch durch die schönen Augen aus dem Felde schlagen.

Mir machte das Geschwätz lange Weile, ich gab Lehmbach den Arm, und wir besahen einige Gemählde in der Kirche, die ganz leidlich waren. Leonore begleitete uns. Sie zeichnet sehr schön, und mahlt nach Lothars und Lehmbachs gültigem Urtheile sogar sehr bedeutend in Öhl; aber sie mochte sich auch nicht in jenes artistische Gespräch mischen, das doch nur darum geführt wurde, um gewissen Leuten, die sehr viel auf

altdeutſchen Sinn und Ritterthum halten, zu gefallen. Was ſoll denn auch dieß ewige zur Schau Tragen ſeiner Deutſchheit, indeß man mit der größten Begierde und dem raſendſten Aufwand nach Allem trachtet, was an Möbeln, Kleidern, Stickereyen aus dem Auslande, und beſonders aus dem verläſterten Frankreich kommt, in Geſellſchaften nichts als Franzöſiſch liſpelt, und jedem Eintretenden, er ſey fremd oder eingeboren, einen Bon jour entgegenruft? Laßt uns aufrichtig ſeyn und bleiben! Ich liebe Franzöſiſche Moden und Sitten, weil ich finde, daß ſie die feinſten und geſchmackvollſten in Europa ſind; aber ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, und brüſte mich mit keiner Modeliebe für altdeutſche Kunſt und Art, die mir nun einmahl wie ein roher Anfang vorkommt, über den wir längſt hinausgeſchritten ſind.

Übrigens verging uns der ganze Tag ſehr angenehm. Wir beſahen die Bibliothek und die Rüſtkammer, in welcher Roſalie wieder eine Menge zu bewundern hatte; und Fahrnau's Augen ſtrahlten, wenn er — ich mußte wirklich über ihn lächeln — die blanken Harniſche betrachtete und die ſchweren Schlachtſchwerter aufhob. Er war auch der Einzige unter den Anweſenden,

der eines davon recht zu ſchwingen und zu gebrauchen im Stande war, und er ſah wirklich gar nicht übel dabey aus. Eleonorens Augen hingen mit einem ſtill traurigen Ausdruck an ihm, als er die blanke Waffe ſchwang; aber Roſalie brach in begeiſterte Reden von Ritterthum und adligen Sinn aus, die ich nicht verſtand und darum nicht beachtete. Wie ekelhaft mir dieſe Eitelkeit in ihrer Liebe iſt, kann ich Ihnen nicht beſchreiben; denn im Grunde, wäre Fahrnau nicht ſchön, nicht von ſo gutem Hauſe, und hätte er nicht allerwärts den Ruf eines braven Soldaten, er könnte ein Grandiſon oder ein Engel ſeyn, dieſe Dichterinn würde ihn überſehen, weil ſie kein Aufſehen mit der Eroberung machen könnte.

So nun, wie dieſer Tag, geſellig, belebt, durch manches Zwiſchenſpiel beluſtigt, fließen auch die übrigen hin, und ich würde ganz vergnügt ſeyn, wenn ich Sie hätte vermögen können, uns zu begleiten.

Siebenter Brief.

Lothar an den Oberſten Fierolles.

** bad den 28ſten Julius 1810.

Du irreſt wahrlich, lieber Freund, wenn Du mir in Deinem Briefe gerade auf den Kopf zuſagſt, ich ſey in Leonoren verliebt. Ich kenne die Quelle Deines Irrthums. Roſalie hat an ihre Freundinn geſchrieben, und dieſe hat Dir hin und her allerley wunderliches Zeug von meiner Achtung für Leonorens Talent, meinem Wohlgefallen an ihrem Umgang u. ſ. w. erzählt. Das iſt wahr, mehr aber auch keine Sylbe. Du kennſt mich, Fierolles! Auf den Trümmern des Capitols, auf den zerfallenen Überreſten ehemahliger Freyheit, Völker- und Menſchengröße haben wir uns aufgefunden. Dort, wo die Weltherrſchaft zweymahl in äußerer und innerer Gewalt über den unterjochten Erdkreis ausging, wo große Schatten und noch größere Erinnerun-

gen uns umſchwebten, haben wir den Bund der Freundſchaft beſchworen. Seitdem haben wir manches Bedeutende miteinander ausgeführt, und Alles, was wir einzeln wirkten, uns vertraut. Würde ich Dir wohl aus ſolcher Kleinigkeit ein Geheimniß machen? Du weißt, was mir die Weiber von jeher waren. Mein Ruf iſt ziemlich dunkel bey ihnen angeſchwärzt, und ich thue nichts, um dieſen Wahn, ſo weit er es iſt, zu zerſtreuen. Sie ſollen mich fürchten, und mir nicht anders als befangen nahen. Das iſt mir recht, es ſichert meine Maßregeln und erleichtert den Sieg, obwohl ſchon oft dieſe Leichtigkeit mich angeekelt hat.

Bey dieſer Leonore würde ich nicht ſo leichtes Spiel haben. Sie iſt klar, verſtändig, ſehr religiös, und hängt mit allen Kräften ihres Weſens an ihrem Manne. Auch iſt ſie keiner Leidenſchaft fähig, wie ſie allein mich jetzt beſchäftigen könnte, und wird eben ſo wenig eine entflammen. So würde der Preis den Aufwand der Mühe nicht lohnen.

Übrigens iſt Leonore allerdings mehr werth, als alle die anderen Weiber, und ich kann hier ſelbſt unſere ſchöne Freundinn nicht ausnehmen. Um dieſe zu reizen, habe ich jener Bildung und

Gemüth oft vor ihr gelobt. Im Grunde meines Herzens ſtehn ſie mir alle gleich. Es ſind ſchöne Hervorbringungen der Natur, geſchaffen, damit ſie vor uns blühen, und uns durch ihr Blühen ergötzen. Wenn Roſalie zwiſchen dem Canon Griechiſcher Schönheit und den weichen Umriſſen einer Italiäniſchen Venus ſchwankt, ſo nähern ſich Leonorens Formen, der Ausdruck ihres Geſichts, die Haltung ihres Körpers mehr der altrömiſchen oder altdeutſchen Schule. Wäre ſie vollends blond und blauäugig, ſo könnte ſie aus dem Goldgrund eines alten Bildes herabgeſtiegen ſeyn. Das iſt kein Weib, welches mich reizen könnte!

Überhaupt, Fierolles, iſt jetzt, dünkt mich, nicht Zeit zu ſolchen Dingen, und die Luſt der Liebe in unſern Tagen nur, wie die reife Frucht eines Baumes, an welchem uns das Schickſal vorüberjagt, im ſchnellen Augenblick zu faſſen und zu genießen. Wir werden Alle, mehr oder weniger ſichtbar, von dem allgewaltigen Geſchick fortgetrieben, das mit der Menſchheit zu einer großen Epoche der Entwickelung eilt.

Über die Thoren, die das nicht ſehen wollen, nicht ſehen können!

Ein ſolcher iſt mit hundert andern Flach- und

Schwachköpfen, die die Cirkel vom sogenannten guten Ton uns anbiethen, auch Leonorens Gemahl, ein überstolzer, kühner Aristocrat, den, wo ich nur kann, zu züchtigen und für seinen Übermuth zu strafen längst zu den Schooßplanen meines Geistes gehört. Er macht hier viel Aufsehen, denn er ist schön, gewandt, tollkühn und gutherzig.

Diesem Menschen schwebt, wie Allen seines Gleichen, die alte Zeit mit allen ihren Vorurtheilen, Irrthümern, Mißbräuchen, das Deutsche Vaterland, die Freyheit seiner Nation irrwischartig vor den umnebelten Sinnen. Er gehört zu den privilegirten Casten, und kann es gar nicht fassen, daß es in einem großen Theile von Europa schon ganz anders geworden ist, und in dem übrigen noch anders werden soll. Seine Vorfahren und Er selbst haben sich allzuwohl bey den alten Einrichtungen befunden. **Hinc illae lacrymae!**

Er haßt die Franzosen, spricht mit thörichtem Abscheu von allen Neuerungen, und träumt die Möglichkeit, dem Strom entgegen zu schwimmen, und den größten Mann seiner — vielleicht jeder Zeit in seinem Siegeslauf aufzuhalten.

Armſelige Träumer! Seht ihr die große Criſe der Entwickelung des Geſchlechts nicht, die ihren Rieſengang fortgehen muß, und die eure Seufzer, Wünſche und Flüche nicht erſchüttern werden? Noch iſt der Nord und Oſt von Europa zu bezwingen, der Süd und Weſt ſind es bereits, mittel- oder unmittelbar. Was jene Inſulaner in ihrer Abgeſchiedenheit klügeln und markten, wird dem großen Ganzen der Begebenheiten keinen weſentlichen Eintrag thun.

Ja, Fierolles, wir leben in einer ſchönen, großen Zeit, wo der Geiſt ſich frey macht von der Herrſchaft alter Papiere und enger Ordnungen, wo der Menſch gilt, was er iſt, und wird, was er kann. Römergeiſter, Römerthaten! Wir haben ſie mit Thränen jugendlicher Begeiſterung in Rom gefeyert, während die Mönche zum Hohne der uns umſchwebenden Manen ihre Hora's plärrten. Aber hier iſt mehr als Rom und Cäſar, hier iſt die große Nation und Napoleon, ausgerüſtet mit aller Kunſt und Wiſſenſchaft von zweytauſend vorgerückten Jahren, ſtark und unüberwindlich durch alle Kräfte, Talente und Anſtrengungen eines aus dem Grunde durchgewühlten geiſtreichen Volkes, das ihm unbedingt zu Gebothe ſteht.

Wohl uns, daß auch wir unſer Sandkorn, und vielleicht kein unbedeutendes, verrollendes, zu dem großen Gebäude zutragen können! Wer wird es erſchüttern? Nur wer den Sturm aufhält, der mit lebendigem Odem über Meer und Erde hinfährt, Maſten knickt, Schiffe zerſchellt, Hütten zu Boden wirft und Königspaläſte erſchüttert, daß ſie wanken und ſtürzen!

Auch die ſchöne Sarewsky kränkelt jetzt ſichtbar an dieſen Hoffnungen und Phantaſien. Es gehört zur Mode in Norddeutſchland, und in der ſchönen Literatur, die Reſte des barbariſchen Feudalſyſtems mit ſeinen krankhaften Ausgeburten in Kunſt und Sitte aus dem beſtaubten Wuſt alter Bibliotheken und Rüſtkammern hervorzuſuchen, und mit den Lappen desſelben ſich und ſeine Werke zu ſchmücken. Neulich hat ſie die Gothiſche Baukunſt hitzig gegen mich vertheidigt. Es war ein thörichtes, ungründliches Geſchwätz; aber es ſteht ihr allerliebſt, wenn ſie ſich ereifert, und ſo reize ich ſie gern zum Streit. Das geht wohl nicht ſo tief bey ihr. Es iſt ein Anflug, den Mode und Liebe ihr angehaucht haben. Wäre der Mann, für den ſie glüht, von entgegengeſetzten Grundſätzen, wir würden die holde Schönheit in Kurzem ganz anders reden hö-

ren. Ich liebe das an Weibern. Ihr Verstand taugt nicht für sich allein, denn sie sind nicht bestimmt, allein zu stehen. So mögen sie sich an uns geistig wie körperlich anschmiegen und von dem Manne nicht allein Schutz, Ehre, Sicherheit, sondern auch Ideen und Ansichten empfangen.

Daß sie Fahrnau leidenschaftlich liebt, ist kein Geheimniß; sie hat sich mehr als einmahl seinetwegen vor aller Welt vergessen. So muß es seyn. Eine kühlere Empfindung, die sich verbergen und allen Formen der Convenienz unterwerfen läßt, ist keine Liebe zu nennen. So müßte auch das Weib lieben, um die ich mich bemühen könnte, und damit Du siehst, daß die Weiber mit ihrem Geklatsche mich nicht zu fassen vermögen, so sage ich Dir, es könnte mich vielmehr lüsten, diesen Fahrnau bey Rosalien, als bey seiner frommen Frau aus dem Sattel zu heben. Vielleicht, wenn ich Langeweile habe, und er es mir in seinem Dünkel zu toll macht, versuche ich es noch. Er soll dann erfahren, daß Geburt, Schönheit, Ritterlichkeit, und Alles, was der Zufall gibt, vor dem weichen müssen, was Alles in der Welt beherrscht: Verstand und Genie. Leb wohl!

Achter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

——g. den 29ſten Julius 1810.

Drey Deiner Briefe, mein liebes Kind, habe ich müſſen zuſammenkommen laſſen, ehe ich ein ſtilles Stündchen fand, um Dir zu antworten. Du weißt, wie das bey mir geht. Ich bin Haus- und Landwirthinn, Mitvormünderinn und Verwalterinn meines Vermögens, ich beſorge meine ganze Correſpondenz ſelbſt, und muß bald meinem Advocaten glauben, der mir ſo oft geſagt hat, er könne es nicht faſſen, wie eine Frau ſo viele und ſo verſchiedene Geſchäfte zugleich mit dieſer Klarheit und Pünctlichkeit beſorgen könne. Daher kommt es denn, daß ich zu einer Menge Dinge keine Zeit finde, die ich andere Damen treiben ſehe. Ich kann nicht halbe Tage zu mühſamen Handarbeiten

verwenden, nicht von Beſuch zu Beſuch, oder wohl gar von Kaufmannsladen zu Kaufmannsladen fahren, und ich weiß überhaupt nicht, was Langeweile iſt, als wenn ich in ſchlechter Geſellſchaft bin. Ich kann auch unmöglich Briefe ſchreiben, um zu ſchreiben, und ich muß oft, wie jetzt der Fall war, recht werthe liegen laſſen, bis ich mir den Berg der Geſchäfte von den Schultern gewälzt habe. Dann iſt es aber auch ein wahrer Lebensgenuß, mit den lieben Entfernten zu plaudern, und ſo wird das Geſetz der Vernunft zur Würze des Vergnügens, wie es ſich denn meiſtens ſelbſt belohnt, wenn man die Vorſchriften dieſer höchſten Geſetzgeberinn, die nichts vergeblich befiehlt, ſtets genau befolgt.

Du ſchreibſt mir, daß meiner Schweſter Geſundheit ſich merklich beſſert, ja daß ſie ſchon auf der Reiſe ſich leidlicher zu fühlen angefangen habe. Das iſt's, was ich von jeher ſagte, und es freut mich, durch ein neues Beyſpiel die alte Behauptung beſtätigt zu ſehen. Es iſt nicht die Beſchaffenheit des Waſſers in den Brunnen- oder Badeörtern — denn die ließe ſich ja wohl durch chemiſche Kunſt überall zum Behuf der Kranken erzeugen — es ſind die veränderte Atmoſphäre, der Wechſel der Nahrungsmittel, der Gegenſtände,

endlich die Bewegung der Reise, die Zerstreuung, welche zusammen eine Revolution in unserm Körper hervorbringen, und durch diesen neuen Reiz wohlthätig einem alten Übel entgegenwirken. Hätte Deine Tante mich, wie ich es ihr vorschlug, auf unsere Güter im Riesengebirge begleitet, dort im natürlichen Wasser gebadet und ein Paar Wochen unter alten lieben Freunden, fern von ihren gewöhnlichen Umgebungen, zugebracht, es wäre ganz dasselbe gewesen. Aber es ist etwas von Mode, von Schlendrian und Aberglauben in dem Gebrauch, die Kranken nach fernen Bädern zu schicken, und diese drey Hebel wirken magisch auf die menschliche Natur.

Doch nun zu Deinen Angelegenheiten, liebe Ida, die meinem Herzen das Theuerste und Wichtigste auf der Welt sind. Es freut mich sehr, fast aus jedem Deiner Briefe zu ersehen, was mir auch die Tante zum Theil bestätigt, daß Dein Herz ziemlich ruhig ist und das Bestreben der Männer um Dich größtentheils nur dazu dient, Dich zu belustigen. Größtentheils! Merke wohl! Ich habe Gründe, diese Einschränkung zu machen, die ich vor vierzehn Tagen noch nicht nöthig glaubte. Daß Dich die

Tante beobachtet, kannſt Du Dir vorſtellen. Sie liebt Dich herzlich und hat viel Verſtand, obwohl ſie die Dinge in der Welt nicht aus dem Geſichtspuncte anſieht, der mir allein der rechte ſcheint, und auf welchen Dich zu ſtellen ich zur liebſten Beſtimmung meines Lebens gemacht habe. Sie ſchreibt mir über Dich, Du ſelbſt entdeckſt Dich mir ohne Rückhalt, und ich glaube mich durch dieſe doppelten Angaben ſo ziemlich in den Stand geſetzt, das Wahre zu erkennen, zu beurtheilen, was mit Dir vorgeht, oder was die Welt von Dir ſagt, und Dir mitzutheilen, was ich einzig und allein für das Rechte und Geziemende halte, und was Du denn, wie ich nicht zweifle, auffaſſen und zur Richtſchnur Deines Betragens machen wirſt.

Die Männer bemühen ſich um Dich, ſie umflattern Dich, Du kannſt einen glänzenden Hof um Dich verſammeln, der den der berühmten Sarewsky übertrifft, und Du thuſt es auch? Gut! Ich habe nichts gegen dieſe laut ausgeſprochenen Huldigungen, die Dir wohl gebühren. Du weißt, was an Dir iſt. Über Deine Geſtalt und Deine Talente habe ich Dich nie zu täuſchen, und Dir nie eine falſche Beſcheidenheit, die im Grunde nichts, als eine feinere Art von

Eitelkeit iſt, einzuflößen geſucht. Ich habe Deinen Verſtand aufgeklärt, und Dir hierin die beſte Waffe gegen jede Thorheit und Überſchätzung Deiner ſelbſt oder Anderer gegeben. Darum kann ich auch offen mit Dir reden. Es iſt alſo, wie ich ſagte, recht, und nicht mehr als natürlich, daß die Männer Dir huldigen. Aber, liebe Ida! die Welt denkt nicht eben ſo. Das überlege und beherzige oft und ernſtlich! Gewohnt, Flitter ſtatt echten Goldes glänzen zu ſehen, hundertmahl getäuſcht, und dieſe Täuſchung leicht verzeihend, weil man eher Fehler als Lächerlichkeiten vergibt, beurtheilt ſie den Einzelnen nach dem Allgemeinen, ſchreibt die Bemühung ſo vieler Männer nicht ſowohl Deinen wahren Vorzügen, als jenen kleinen Künſten zu, die ſie von hundert Andern üben ſieht, und wirft Dich ſomit in die große Claſſe jener Weiber, die aus dem Fangen von Männerherzen und dem Angeln nach einem Freyer ein wahres Studium und den Zweck ihres nichtigen Lebens machen. Das ſollſt Du nicht; denn Du bedarfſt es nicht, und darum ſoll meine Ida, mein ſtolzes Mädchen, auch nicht ſo vor der Welt erſcheinen. Suche daher Dein Wohlgefallen an dem Weihrauch, der Dir gebracht wird,

zu mäßigen, und verhindere das gar zu auffallende Drängen der Männer um Dich! Neid und Klatschsucht erheben sich nur zu gern gegen hervorstechende Verdienste, und Du bist um die makellose Reinheit Deines Rufs, ohne es auch nur zu ahnen.

Der zweyte Gegenstand, über den ich mit Dir reden muß, betrifft Deine Gesinnung gegen Baron Lehmbach, und den Rath, den Du von mir verlangst. Du schreibst mir viel Gutes von ihm, ja, nichts als Gutes, und schreibst es in einem Tone, welcher zeigt, daß Du Dich nicht ungern mit seinen Vorzügen beschäftigst. Auch hierwider habe ich nichts. Nur wünsche ich, daß meine Ida nicht zu weit gehe, und sich von einem angenehmen Äußerlichen nicht so sehr einnehmen ließe, um der nothwendigen Prüfung des Verstandes ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder doch die Gläser einigermaßen zu färben, durch welche jener einst blicken muß, wenn die Sache ernsthaft werden sollte. So scheint mir bereits in Deinem Vergleich zwischen dem Fürsten und ihm sich ein voreingenommenes Urtheil zu offenbaren. Der Fürst ist unabhängig, reich genug, um den Glanz seiner Geburt durch verhältnißmäßigen Aufwand zu erhalten, sein

Character, wie ſein Schickſal, ſind gemacht, und ſeine Perſon ſoll noch jetzt bedeutende Reſte einer ehemahligen Schönheit und Würde der Haltung zeigen. Er wird daher immer eine bedeutendere Rolle in der Welt ſpielen, als ein neuer Adliger, der allen ſeinen Glanz und Einfluß nur dem precären Quell ſeiner Anſtellung, mithin der Hofgunſt zu danken hat, um welche ihn Kabale, Laune, ja eine Krankheit, die ihn zum Dienſte unfähig macht, bringen können. Worin läge alſo der Vorzug, den Lehmbach vor dem Fürſten hätte? Worin anders, als in ſeiner Jugend, in Deinen Augen und Deiner Einbildungskraft, welche in dem ſchönen, artigen und verliebten Mann Eigenſchaften und Vorzüge ſieht, von denen er vielleicht kaum den Anſtrich beſitzt?

Geſetzt aber, er beſäße ſie alle, wer bürgt Dir für die Unwandelbarkeit eines Mannes von acht und zwanzig oder dreyßig Jahren? O meine gute Ida! Laß Dich nicht von Deinem Herzen bethören! Öffne die Augen, betrachte die Männer, und dann geh' hin und lege vertrauensvoll, wenn Du kannſt, Deine Hand in die Eines von ihnen! Ich bin nicht bey Euch; aber dieſer Baron Fahrnau, der übrigens keiner der Schlimmſten zu ſeyn ſcheint, opfert wahrſchein-

lich seine hübsche, ihm ganz ergebene Frau für jene Sarewsky hin, die Euern Briefen nach wenigstens sehr seltsam, wo nicht gar zweydeutig ist. Wer ist denn diese Frau? Wer war ihr Mann, oder wo ist er? Warum lebt sie nicht mit ihm? Ich kann die räthselhaften Personen nicht leiden, und vermuthe nicht ohne Grund, daß sie etwas zu verbergen haben, was ihnen keine Ehre bringt. Überhaupt scheint sie mir eine der verschrobenen Modedamen zu seyn, die für Alles Sinn und Begeisterung haben, nur nicht für das, was sie eben thun sollen.

Aber das sind gerade die rechten Syrenen; und wenn eine noch schön und klug genug ist, um die Kränkliche zu spielen, so zieht sie die Männer vollends am Narrenseile. Eine solche Empfänglichkeit hast Du von einem Manne in gesetzten Jahren in der Regel nicht zu fürchten. In der Regel, sage ich; denn Alter schützt nicht immer vor Thorheit, und das starke Geschlecht ist in dieser Rücksicht oft erbärmlich schwach. Darum, liebe Ida, wenn Du wirklich meinen Rath, und nicht, wie dieß in solchen Fällen oft geschieht, bloß meine Billigung eines schon gefaßten Entschlusses wünschest, so wähle den Fürsten, für welchen Klug-

heit und Erfahrung ſprechen, und über den ich auch ſonſt befriedigende Nachrichten eingezogen habe.

Nimm, liebes Kind, meine herzliche Umarmung! Deine Brüder grüßen Dich.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schweſter.

(Im vorigen eingeſchloſſen).

— — d. den 30ſten Julius 1810.

Dein letzter Brief, den ich mit dem meiner Tochter zugleich erhielt, war mir ein neuer, rührender Beweis Deiner ſchweſterlichen Liebe und Treue, mit welcher Du mein theures Dir anvertrautes Pfand bewachſt, und Dir Mutterrechte auf ſie erwirbſt. Gewiß, liebſte Thereſe! Ich erkenne tief und wahr Deinen redlichen Willen; doch erlaube mir auch, Dich auf meine von den Deinen abweichenden Anſichten aufmerkſam zu machen, und Dich zu bitten, Du möchteſt mir die Freude machen, ſie zu prüfen, und, wenn Du ſie, wie ich nicht zweifle, richtig gefunden haben wirſt, ſie bey Ida's Angelegenheiten nicht allein nicht zu ſtören, ſondern in ihrem Geiſte zu handeln.

Ich will und wünſche, daß Ida heirathe; denn ſie iſt nicht reich genug, um ihrer Geburt

gemäß ſich unabhängig zu behaupten. Ihr künftiger Gemahl ſoll ihr eine anſtändige, mit allen Annehmlichkeiten, die Anſehen und Reichthum geben, geſchmückte Exiſtenz verſchaffen. Um ſo zu wählen, muß ihr Herz ruhig, ihr Kopf nüchtern bleiben, ſie muß meinen Rath, oder vielmehr den der Vernunft — denn ich fordre nichts, als was dieſe vorſchreibt — hören, mit einem Worte, ſie muß nicht verliebt ſeyn.

So habe ich das Mädchen gewollt, ſo habe ich es erzogen. Ich habe ſie vor den Irrwegen, auf die ein allzuweiches Gefühl mich in meiner Jugend führte, ſichern, und ihr die Abgründe zeigen wollen, in welche eine regelloſe Einbildungskraft uns ſtürzen kann. Darum habe ich ihren Verſtand ausgebildet und ſie auf den wahren Geſichtspunct geſtellt, von welchem aus ſie die Welt, und beſonders die Männer betrachten muß, um ſich ihre Würde und ihr Lebensglück zu erhalten.

Ich habe lange genug gelebt und gelitten, um meinen Erfahrungen hierin mehr zu trauen, als den ſelbſtiſchen Ausſprüchen eines auf angemaßte Rechte ſtolzen Geſchlechts, oder dem gedankenloſen Nachſprechen meiner größtentheils in Frivolitäten auferzogenen Schweſtern. Was heißen die Gemeinplätze von den überwiegenden

Vorzügen der Männer, und daß sie um des Staats, wir um ihrentwillen da sind? Was soll die Unterscheidung zwischen starken und schönem Geschlechte, das ewige Predigen von sanfter Duldung für uns und das Rühmen der geistigen und körperlichen Kraft von Seite der Männer?

Wir sind Menschen. Von diesem Standpuncte müssen wir ausgehen, in dem Begriffe der Menschheit liegen unsere Rechte und unsere Pflichten. Was der Mensch thun darf und soll, muß auch das Weib dürfen und sollen, also sich entwickeln, seine Kräfte entfalten, seine Freyheit kennen und gebrauchen, seine Vernunft ausbilden, ihre Aussprüche hören und standhaft befolgen. Können die Männer hierin mit uns gleichen Schritt halten, oder wohl gar uns überbiethen; wohl ihnen, und vielleicht auch uns! Können, oder wollen sie dieß nicht; warum sollen wir zurückbleiben, um ihnen die Mühe zu sparen und doch den Vorsprung zu lassen? Warum soll die Frau dem Manne gesetzmäßig gehorchen, oder sich ihm aus blinder Liebe unterwerfen?

Ich weiß, daß Du mit Deinem weichen Gemüthe, das heilige Andenken eines Dich leidenschaftlich liebenden Mannes im Herzen, der

Dir in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe entrissen ward, in diesem Puncte nie Eines Sinnes mit mir warst, und ich ließ in unserm oftmahligen Streite die Sache auf sich beruhen. Jetzt aber, da es sich vielleicht um das künftige Lebensglück meiner Tochter handelt, jetzt vergib, liebe Schwester, wenn ich Dir mein Glaubensbekenntniß über das Verhältniß unsers Geschlechts zu den Männern, wie es sich durch ein leidenerfülltes Leben in mir ausgebildet hat, wiederhohle, und Dich beschwöre, Ida vor jeder Art von Zärtlichkeit oder Leidenschaft zu hüthen, da sie nur durch Vernunft und Klarheit sich jene Ruhe des Herzens erhalten kann, die ihr, wo nicht die Oberhand, doch gleiches Recht mit dem künftigen Gemahl sichert, und sie vor Unterjochung bewahrt.

Ich habe, Du weißt es, aus Leidenschaft geheirathet. Schönheit, Unglück, Mitleid zogen mich an den Grafen von O'born, der im Anfange des Französischen Krieges schwer verwundet in unsrer Ältern Haus gebracht wurde. Ein Zusammenleben von zwey Monathen entflammte in unsern Herzen eine Leidenschaft, die für die Ewigkeit zu lodern schien. Eine glänzende Versorgung, der feinste Ton, und ein An-

ſtrich von geiſtiger Bildung, ſchimmernd genug, um ein zwanzigjähriges Mädchenherz zu blenden, galten mir für die ſchönſte Bürgſchaft unwandelbaren Glücks. Ich ward ſeine Frau. Ich glaubte auf einem Teppich von Blumen durch's Leben zu wandeln; ein Abgrund von Laſtern und böſen Gewohnheiten lag darunter verborgen. Nach und nach kamen ſie alle zum Vorſchein. Leichtſinn und unſinnige Verſchwendung ſtreuten zuerſt den Saamen der Zwietracht zwiſchen uns, Spiel und Trunk entfernten ihn hierauf aus meiner ihm läſtigen Geſellſchaft, ſchwelgeriſche Freunde, ausſchweifende Weiber hielten ihn feſt, ſein Vermögen war beynahe dahin, meines in Gefahr, und eine ſchreckliche Zukunft ſtarrte mich und drey unerzogene Kinder an.

Da galt es wohl, ſich zu ermannen und aus der zärtlichen Unthätigkeit aufzuwachen, die unſre gebornen Feinde, das ſogenannte ſtarke Geſchlecht, ſo ſehr an uns zu ſchätzen vorgeben. Wenn der Mann nicht mehr Herr des Hauſes war und ſeyn konnte, mußte die Frau das Steuer des ſcheiternden Schiffes mit feſter Hand ergreifen. Ich riß mich aus langen Leiden empor und faßte meinen Entſchluß. Meine Liebe war längſt geſtorben, der Verluſt ſei-

nes Herzens längſt verſchmerzt, aber mein Vermögen und das Glück meiner Kinder waren noch zu retten. So legte ich die entehrende Rolle einer ſanften Dulderinn ab, trat in meine Rechte als gekränkter Menſch, und rief Dich und Deinen edlen Gemahl zu Hülfe. Das Werk wurde mit Ernſt und Kraft begonnen, und nach acht mühſamen Jahren, während welchen ein frühzeitiger Tod, die Folge von Ausſchweifungen, den Grafen O'born wegraffte, ſah ich unſer Vermögen geborgen, alles in lichtheller Ordnung, und durch Euern Beyſtand, wie durch eigene Thätigkeit, meiner Kinder Glück, die Ruhe meines Alters geſichert. Meine beyden Söhne ſind tüchtige Menſchen und verſorgt, meine Tochter ſteht, ein ſchönes, reines, in allen ihren Fähigkeiten ausgebildetes Mädchen da. Das Alles habe ich geleiſtet. Und wie? Und warum? Weil ich nicht ein Weib, wie die Männer es verſtehen, ſondern ein Menſch ſeyn wollte.

Sechzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, meine Anſichten haben ſich nicht geändert; vielmehr dienten alle Erfahrungen nur dazu, ſie zu beſtätigen. Kannſt Du mir es nun verdenken, wenn ich meine Ida ſo führen will und muß, wie ich es zu ihrem Glücke nothwendig erkenne? Sie

soll nicht aus Liebe heirathen, und darum kann ich Dir meine Besorgnisse wegen des Baron Lehmbach nicht verbergen. Ich fürchte, er hat durch Schmeicheley und ein zartes Benehmen den Weg gefunden, auf Ida's Einbildungskraft, und dadurch auf ihr Herz zu wirken. Ich würde dieß als das größte Unglück ansehen, zumahl, da die Parthie für eine Gräfinn O'born nichts weniger als glänzend ist. Dennoch scheint sie zwischen ihm und dem Fürsten zu schwanken, ja sogar ihn dem letzteren vorzuziehn.

Liebe Schwester! Willst Du mir Deine oft erprobte Liebe noch einmahl beweisen, so suche Ida zu stimmen, daß sie mit dem Fürsten Ernst mache. Zu jener Verbindung, die mir nichts besseres, als eine Inclinations-Heirath scheint, kann und werde ich meine Einwilligung nie geben. Das ist mein fester Wille, und Du weißt, ich kann ihn halten. Sage Ida hiervon so viel, als Du für gut hältst. Mit ihr, der Jüngeren, Unerfahrneren, habe ich anders gesprochen. Sie verträgt das volle Licht, das Dein geübtes Auge aushalten kann, noch nicht. Ich lege meine Hoffnungen, meine Sorgen, meiner Tochter Glück in Deine Hand, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad den 29sten Julius 1810.

Bertha! Was ist das für ein Mann! — Und ich sollte ihm entsagen können? — Nein! Das ist unmöglich, und darum soll es auch Niemand fordern.

Vor drey Tagen in der Nacht stieg ein furchtbares Gewitter aus den tieferen Bergthälern auf, das die heißglühende Sonne des langen Sommertages aus Dämpfen und Nebeln langsam gebraut hatte. Fernrollende dumpfe Schläge verkündeten zuerst sein Annahen, einzelne Blitze leuchteten durch die finstere Nacht. Ich lag schlaflos, und konnte alle Abstufungen des kommenden Schreckens genau beobachten. Er wuchs und wuchs unaufhaltsam. Die Donner folgten schneller, krachender, die Leuchtungen zuckten blen-

dender und öfter hintereinander durch mein Gemach. Ein Sturmwind brach los, die Natur schien im Aufruhr, einige gellende Schläge fielen hintereinander, und die Waldthäler wiederhohlten ihr Getöse. Plötzlich fiel einer mit hellem Gepraſſel. Er konnte nicht fern seyn, denn zu gleicher Zeit überſtrömte rothes Glühen mein Zimmer, und der weiße Strahl fuhr ſchlängelnd gerade vor mir auf den Wald herab. Ein heftiges Rauſchen folgte. Der Schlag hatte die ſchwangere Wolke zerriſſen, der Regen ſtürzte ſtromweiſe und peitſchte die zitternden Scheiben meiner Fenſter, und nur das ſchwache, bebende Glas trennte mich von dem gräßlichen Kampf wild empörter Elemente. So trennt den Schiffer ein ſchmales Brett vom ſicheren Tod in den Wellen.

Gegen Morgen ließ das Toben nach, der Regen hörte auf, und die Sonne zerſtreute das ſchwere Gewölke. Ich fuhr in's Bad. Der friſche Morgen glänzte aus tauſend Tropfen, die an Gräſern und Sträuchern hingen. Alles war ſo erquickt, Alles athmete neues Leben. Die Badenden verſammelten ſich nach und nach. Jedes hatte zu erzählen, was es dieſe Nacht gefürchtet, geſorgt, oder abentheuerliches erfahren hat-

te. Jetzt erschien der Badearzt und berichtete, daß das Gewitter, welches uns so viel Stoff zum Plaudern und Lachen gab, für eine unglückliche Familie im Walde sehr traurige Folgen gehabt habe. Der heftige Regen, eine Art von Wolkenbruch, hatte die Wehren eines Mühlbaches zerrissen. Dieser, in zürnendem Tosen, machte sich auf ungewohntem Wege Platz, riß die Räder, die Werke, Alles krachend zusammen, und unterwusch die Hütte des Müllers. Schrecken und Nacht und die wüthende Eile des Elements machten Rettung unmöglich. Nun sey die ganze Familie des armen Mannes, ein Weib mit drey kleinen Kindern, ein blinder Alter und ein Paar Knechte in dem stehen gebliebenen Rest des Häuschens, von wüthenden Fluthen umtobt, alle Augenblicke gewärtig, daß der tosende Waldstrom auch noch die übrig gebliebenen Mauern niederreiße und sie in seine Wogen begrabe. Niemand wage es, sich durch den angeschwollenen Strom dem Hause zu nahen, in welchem die unglücklichen Eingeschlossenen, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, die Arme bittend und flehend zu den Fenstern herausstrecken.

Alles war tief erschüttert von dem Bericht, und Fahrnau, der auf der Gallerie zuhorchte,

auf einmahl verſchwunden. Niemand wußte, wohin? Mein Herz allein erkannte das ſeinige. Er war hingeeilt, wo die Unglücklichen eines tapfern, entſchloſſenen Muthes und eines menſchenfreundlichen Herzens harrten, um ſie zu retten.

Die Badeſtunden waren vorbey, man zerſtreute ſich, mein Herz ſchlug in nahmenloſer Angſt. Zehnmahl ſchickte ich in ſein Haus, er war noch nicht zurückgekehrt. Endlich hieß es, er ſey ſeit einer halben Stunde zu Hauſe, ganz wohl, nur erſchöpft. Er hatte die arme Familie gerettet und nach der Stadt gebracht. Ich warf mich nieder vor dem höchſten Weſen, das ihn mir erhalten hatte. Ich war außer mir vor Freuden. Ich ließ anſpannen und fuhr ſchnell in den nahen Wald. Ein Eichenkranz ward geflochten; die Bürgerkrone gebührte dem, der Menſchenleben erhalten hatte, und vielleicht mit Gefahr des Seinen. Als ich in den Park kam, war es noch früh, Fahrnau noch nicht da, und überhaupt nur wenig Menſchen. Ich ſprach mit ein Paar meiner Bekannten über mein Vorhaben. Fahrnau's Edelmuth war ſchon bekannt, ſeine Leute, die gerettete Familie, die er geborgen hatte, hatten Alles erzählt. Jetzt ſahen wir ihn

von Weitem. Ach er kam so schön, nur etwas bleich, an Eleonorens Arm die Allee herauf! Die Überglückliche, die ihn zuerst umarmen, zuerst den Schweiß von seiner Stirn hatte trocknen dürfen! Und sie sah so ruhig und so kalt aus, als ob nichts vorgefallen wäre!

Ich, die Pillmann, und die jüngere Morrland gingen ihm entgegen. Mein Herz pochte ungestüm, als ich diese theuern Züge nach Angst und Gefahr wieder erblickte. Ich reichte ihm den Kranz, ich wollte reden, meine Stimme versagte, meine Thränen brachen hervor. Hedwig Morrland mußte das Wort nehmen und ihm im Nahmen der dankbaren Menschheit für das gerettete Leben der Unglücklichen danken. Er war verlegen, bestürzt. — Sollte er das? Bescheiden darf der edle Mann wohl seyn; aber bestürzen sollte ihn der öffentliche Dank für eine öffentliche Handlung der Menschenliebe nicht.

Aber ich weiß wohl was es war. Eleonore ging an seiner Seite. Er liebt sie. Das Schicksal hat sie ihm in einer Aufwallung seiner jugendlichen Leidenschaft in den Weg geworfen. So erschien sie ihm als das verwirklichte Ideal seines schönen Herzens. Seitdem hat er unwandelbar an ihr gehangen, denn er hat nichts Bes-

ſeres, nichts Höheres kennen gelernt. Muß das aber immer ſo bleiben? Dürfte und könnte er dem Geiſterrufe widerſtreben, der in der erſten Stunde unſers Zuſammentreffens wie in meinem, ſo gewiß auch in ſeinem Herzen erklungen iſt?

Er iſt gegen mich nicht unbefangen, aber er beherrſcht ſich; das ſah ich klar in dem Moment, als ich ihm den Kranz reichte. Er begegnet ſeiner Frau mit vermehrter Achtung in meinem Beyſeyn. Sein ſchönes Gemüth flüchtet hinter dieß erhöhte Bollwerk geträumter Pflicht; aber ich fühle — und welches Weib würde das nicht fühlen! — daß auch er von dem Strahl getroffen iſt, der mich berührt hat.

Du haſt mich in Deinem letzten Briefe vor einer hoffnungsloſen Leidenſchaft gewarnt. Ich erkenne dankbar die Sorge Deines liebenden Herzens. Aber fürchte nicht für mich. Will ich denn Ludwig beſitzen, ihn ſeiner Frau rauben oder ſeinen häuslichen Verhältniſſen entfremden? O nein, bey Gott nicht! Eleonore mag behalten, was ſie an ihm hat, was ſie an ſeinem reichen Ich erfaſſen und begreifen kann, einen aufmerkſamen, achtungsvollen Gemahl, ſeine Kinder, die holden Engel, in deren Älteſtem Ludwigs Züge in lieblicher Verjüngung unſchuldiger

Kindheit ſich ſo reizend zeigen, den ſorglichen Vater, ſein Haus, das er mit Kraft und Einſicht regiert, den Schützer und Berather. Ich will von allem dem nichts, ich will den Frieden ſeiner Seele durch keinen ſchmerzlichen Kampf ſtören. Er ſoll mir nur geben, was jene nicht bedürfen, und nicht fordern — die heilige Flamme ſeines Herzens, das lebendige Spiel ſeiner Phantaſie, den Zuſammenklang zweyer für einander geſchaffener Seelen! Er iſt reich genug, Allen Alles zu ſeyn aus der Fülle ſeines tiefen Gemüths. Er iſt für mich nicht Mann, nicht Frau, nur die vollendende Hälfte meines Selbſts.

Du fragſt mich, was meine Muſe macht, ob ich dichte? Wie könnte ich in dieſem Sturme des Gefühls, dieſer ewig wechſelnden Fluth von Hoffnung und Furcht! Nur wenn nach dem unruhigen Wallen und Toben die Seele wieder ruhiger geworden iſt, dann ſchaut aus ihrem klaren Spiegel das hineingeſtrahlte Gefühl ſchöner heraus. Liebe und Schmerz, Freude und Sehnſucht verklären ſich im Abendſchein der Erinnerung, und in der beſchwichtigten Bruſt erklingen leiſe, nur der geſtillten Seele hörbar, die zarten Klänge der Himmelsſprache, die der erhabene Verbannte noch aus ſeiner eigentlichen Hei-

math her kennt, und hier verwundert wieder vernimmt. Ihr andern Menſchen nennt das Begeiſterung, und glaubt, es ſey etwas Fremdes, von außen durch allerley geiſtige, oder auch ſinnliche Anregungen in uns Hineingekommenes. Glaubt das nicht, und darum muthet dem Sänger nicht zu, daß er im Sturm bewegter Leidenſchaft ſinge! Oder glaubſt Du, ich ſetze mich hin und will jetzt dichten, das oder jenes, ſo wie man wohl in der Schule die Knaben zur Poeſie anführt und ihnen Thema und Redefiguren, Rythmus und Eintheilung angibt? Nein! Nein, liebe Bertha! Wenn Du das glaubſt, kennſt Du das Weſen der Dichtung nicht, dieß heilige Räthſel, das ſelbſt dem, in deſſen Buſen es vorgeht, ewig unauflöslich bleibt. In mir, in den innerſten Tiefen meiner Bruſt ruhen die Geſänge, völlig geſungen, vollendet, in himmliſcher, urſprünglicher Schönheit. Iſt die Stunde der Weihe gekommen, und kann der beruhigte Geiſt den Engelslauten horchen, dann tönen ſie in mir auf, erſt leiſe, wie von fern, undeutlich, unvernommen; aber es wird ſtiller um mich, ſtiller in mir, und die Laute tönen heller, ganze Verſe, ganze Strophen ringen ſich aus dem dunkeln Grunde los,

hinter welchem, ich fühle es wohl, ein himmlisches Licht liegt, das zuweilen durchblitzt, wenn jene Töne sich unten losreißen, und wo die herrlichen Gestalten, die harmonischen Klänge wohnen, die ich ahne, nach denen ich schmachte, ohne sie anders erfassen zu können, als in einzelnen Momenten und Tönen, die dann sich zu den Liedern und Dichtungen bilden, die Euch gefallen und die die Welt mit Freuden aufnimmt.

Sieh, das kann ich wohl Dir sagen, und ihm, ihm, der jeden leisen Anklang der verschwisterten Seele versteht; die Welt würde mich belächeln, und mag man doch über den Ursprung meiner Gedichte glauben, was man will, mich kümmert nur, was meine Lieben von mir denken. Leb wohl!

Eilfter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

**bad, den 4ten Auguſt 1810.

Du wirſt nicht ohne Befremden aus dem Datum meines Briefes ſehen, daß wir noch hier ſind, und ein Aufenthalt, der höchſtens für drey Wochen berechnet war, nun in die fünfte dauert. Ich kann nicht ſagen, daß mir das völlig recht iſt, und ich fange an, mich ſehr nach meinem ſtillen Roſenſtein zu ſehnen, wo die Schnittzeit und unſere Geſchäfte überhaupt unſere Gegenwart fordern, und Alles endlich wieder in ſein altes Geleiſe kommen ſoll. Aber die Geſellſchaft iſt unterhaltend, die Umgebungen ſind angenehm, wir werden ſehr gedrungen, noch kurze Zeit zu verweilen, und Du weißt, wie ſchwer es iſt, gutgemeintem, freundſchaftlichen Zudringen ſo ſtandhaft zu widerſtehen, als wohl

die Vernunft uns ſagt, daß wir manchmahl ſollten.

Vielleicht hat dieſes Verweilen, an dem weder Ludwigs noch gewiß mein Wille Schuld iſt, ſeine weiſen Abſichten. Eine wenigſtens von dieſen ſah ich vorgeſtern mit Angſt, Freude und Stolz in Erfüllung gehen. Ach, Clara! Wie gut, wie edel iſt mein Ludwig! Und wie wenig darf ich mich wundern, wenn die Welt ſein Verdienſt ſo anſieht und anerkennt, wie ich!

Ein Gewitter mit heftigem Regen hatte vor ein Paar Nächten eine Mühle im Waldgebirg in die größte Gefahr gebracht. Der Bach hatte das kleine Haus faſt umgeſtürzt, in dem eine rettungsloſe Familie, von dem angeſchwollenen Waldwaſſer eingeſchloſſen, alle Augenblicke ihrem Tode entgegenſah. Ludwig hört das in der Geſellſchaft erzählen. Ohne ein Wort zu reden, fliegt er nach Hauſe, läßt ſatteln, ſagt mir nur die Hälfte ſeines Vorhabens, um mich nicht zu ängſtigen, und ſprengt, von ſeinem alten, treuen Georg begleitet, hinaus an die Stelle des Unglücks. Das Waſſer war noch ſehr hoch, Niemand wollte ſich hineinwagen, um die armen Leute, die flehentlich um Hülfe bathen, zu retten. Ludwig hat mir erzählt, wie dieſer Anblick,

dieſe Töne ſein Herz zerriſſen, wie er in dem Augenblicke das wildſtrudelnde Waſſer, ſeine augenſcheinliche Gefahr, Alles vergeſſen hatte, wie er Bretter, Leitern, Balken, was er von der zerſtörten Mühle in der Nähe fand, mit Georgs Hülfe herbeyſchleppte und nun anfing, eine Art Brücke über das Waſſer hin zu dem bedrohten Hauſe zu werfen. Die Leute darin mußten auf ſein Zurufen mit Hand anlegen, und die hingeſchleuderten Balken an dem einzigen noch unverſehrten Fenſter zu befeſtigen ſuchen. Als die umſtehenden Nachbarn das ſahen, ſchämten ſie ſich ihres Kleinmuths; ſie griffen zu, das Beyſpiel des fremden, gutgekleideten Mannes reizte ſie zuerſt, und ſeine Verſprechungen, und die tüchtige Weiſe, womit er Alles zu ordnen verſtand, belebten ihren Eifer. Die ſchwankende Brücke war fertig Ludwig — ach, Georgs Erzählung machte mein Blut gerinnen! — nicht ohne Lebensgefahr der Erſte hinüber. Ihm folgten einige rüſtige Burſche, und endlich war die ganze zitternde, vor Freude und vor Angſt weinende Familie gerettet. Wie ſie zu Ludwigs Füßen ſanken, wie ſie ihm Hände und Kleider küßten, und er, vor ſchöner Rührung beynahe weinend, ſelig im Gefühle erfüllter Menſchenpflicht, zwi-

ſchen ihnen ſtand, ihren Ergießungen beſcheiden wehrte, ſie mit ihrem Dank an Gott verwies, in deſſen Hand er auch nur ein ſchwaches Werkzeug geweſen war! O Clara, Clara! Über was darf ich wohl klagen, da der Himmel mich dieſes Herz finden, und es neun Jahre treu an dem meinigen ſchlagen ließ! Ach, und wie er mich vor unſrer Verbindung liebte! So hoffnungslos und ſo ausſchließend, ſo hingegeben und ſo männlich ſtark! Ja, liebe Schweſter, dieſe Erinnerungen und das Bewußtſeyn ſeines Werths müſſen mein unruhiges Herz beſchwichtigen.

Nach vielen Stunden kam er nach Hauſe. Die Kinder und ich hatten ihn mit unſäglicher Angſt erwartet. Keines hatte eſſen wollen, bis der erſehnte Vater zurück war. Alles eilte ihm entgegen. Mit naſſen Locken, in feuchten Kleidern, etwas bleich, ermüdet, aber mit der Verklärung der reinſten Freude in den edlen Zügen, ſchloß er mich gerührt und feſt an ſeine Bruſt; dann beugte er ſich zu den Kleinen nieder, die hohe, ſchlanke Geſtalt lächelte auf ſie herab, und indem er den einen Arm um mich ſchlang und ſeinen Kopf auf meine Stirn lehnte, flüſterte er mir leiſe zu: Gott hat es gelingen

laſſen, ſie ſind Alle gerettet! O Clara, welch ein Augenblick! Ich hob meine Augen zu ihm empor, ich ſah eine Thräne in den ſeinigen, und eine fromme, kindliche Regung richtete in dem gleichen Momente unſere Augen und unſere Herzen zu Gott empor.

Seine Bekannten hatten ſchon öfters geſchickt, um ſich nach ſeiner Zurückkunft zu erkundigen; denn das Unglück im Walde und Fahrnau's Vorhaben war bekannt geworden, ſo ſehr er auch es zu verbergen bemüht geweſen war. Er ſchlug mir vor, nachdem er ſich erhohlt hatte, gegen Abend in den Park zu gehen. Ich wäre lieber zu Hauſe bey ihm und den Kindern allein im Gefühle meines Glücks geblieben. Solche Stimmungen ſind nicht für die große Welt. Aber Ludwig liebt die Geſelligkeit und wollte auch das Aufſehen vermeiden, das ſein Wegbleiben aus dem gewohnten Kreiſe erregt, und dem Vorfall noch mehr Wichtigkeit gegeben haben würde. Ich ſah ſeine Gründe ein. Wir gingen, und ich gab mir Mühe, die ſtille Seligkeit meines Herzens und meine Liebe für Ludwig den Blicken der theilnahmsloſen Menge zu entziehen. Ich that ſehr wohl daran, denn im Park kam man ihm mit ſo großem Pomp und Aufheben

entgegen, daß er verlegen und ich verletzt wurde. Nur wahres Gefühl und reine Liebe wissen recht zu danken; die Eitelkeit, die Verschrobenheit bringen in der Anerkennung fremder Verdienste nur sich selbst ein wohlgefälliges Opfer.

Ich mag nicht viel unter diesen Menschen seyn, und ich besuche daher selbst die Gesellschaften der Gräfinn Wingheim nicht mehr so fleißig, als die erste Zeit, wo ich, im Wahne, es würde nur drey Wochen dauern, mich dieser Lebensart ungestört hingab. Als unsere Rückreise sich immer mehr verzögerte, fand ich es nöthig, in das gewohnte Geleise meiner häuslichen und mütterlichen Geschäfte zurückzukehren und wieder, so viel als möglich, zu Hause bey meinen Kindern zu bleiben. Ach, diese Kinder sind ja ohnehin mein höchstes Glück, mein Trost! Diese schuldlosen Seelen, in denen kein Arges sich regt, die noch nichts vom Verderben der Welt, den Verführungen des Lasters, den Gefahren der Leidenschaften kennen! An ihren treuen Blicken, wenn sie mir furcht- und verdachtlos ins Auge schauen, an ihren reinen Vorstellungen, die noch kein Hauch der Welt befleckt hat, erhohlt sich mein gedrücktes Gemüth und richtet der gesunkene Glaube sich auf. O Schwe-

ſter! Wäre ich doch nie von unſerm ſtillen Schloſſe weggezogen, oder wäre ich wieder dort mit meinem theuren Ludwig und meinen holden Kleinen!

Es iſt in dieſer ſchönen Welt ſo viel Häßliches, ſo wenig Gold, was glänzt! Manches habe ich ſelbſt bemerkt, über Manches haben die Leute mir die Augen geöffnet, indem ſie, während ſie ſich in wechſelſeitiger Gegenwart mit Schmeicheleyen und Freundſchaftsverſicherungen überhäufen, ſich, wenn Eines den Rücken kehrt, unbarmherzig zerfleiſchen.

Ich laſſe Jeden auf ſeinem Werth beruhen, aber mich verlangt nicht in die Kreiſe, wo man nur durch Geiſt und Witz gilt und das Herz ganz aus dem Spiele bleiben muß, wo man ſich Stunden lang in ſpielendem Geplauder auf Oberflächlichkeiten herumtreibt, mit der Miene der größten Angelegenheit von gleichgültigen Dingen redet, den lebhafteſten Antheil an dem gegenſeitigen Wohl oder den Verhältniſſen Anderer zu nehmen ſcheint, im Grunde aber nichts von dem Allen empfindet und auch nicht bewirkt, daß die Andern es glauben. Wahrhaftig, mir kommen dieſe Leute vor, wie eine Schaar guter Bekannter, die zum Spaß verlarvt untereinander her-

umlaufen und ſich aus wechſelſeitiger Gefälligkeit anſtellen, als ob ſie Einer den Andern für das hielten, für was er ſich geben will. Ein albernes Spiel, ein entwürdigendes Treiben, deſſen der beſſere Menſch ſich ſchämen ſollte!

Nur ein Paar Perſonen habe ich gefunden, die mir einer größeren Aufmerkſamkeit werth ſcheinen. Die Eine iſt ein gewiſſer Baron von Lehmbach, ein junger, ſehr gebildeter Mann, aus deſſen Anſtand und Benehmen eine edlere Natur zu blicken ſcheint, als die Übrigen zeigen. Zu ſeinem Unglück iſt er, wie ich fürchte, nebſt vielen Andern in den Feſſeln der ſtolzen Ida O'born befangen, und ich glaube ſchwerlich, daß ſie in ihrem hochmüthigen Streben nach Glanz und Auszeichnung fähig ſeyn wird, das ſtillere Verdienſt dieſes würdigen Freyers zu erkennen. Die zweyte iſt das Geſellſchaftsfräulein der berühmten Frau von Sarewsky, ein Fräulein Haller, vielleicht die überſehenſte Geſtalt aus Allen, aber zehnmahl mehr werth, wie mir ſcheint, als ihre Dame. Ein Zufall brachte mich einſt in die Nähe dieſes ſonſt ſehr ſtillen Mädchens. Der ſchöne Ton ihrer Stimme, ihr accentloſes, reines Deutſch, und einige Äußerungen, die ſie mit der größten Beſcheidenheit vor-

brachte, öffneten einem Gespräche die Bahn, wie es, glaube ich, immer und allein unter guten, gebildeten Menschen Statt finden sollte.

Das Mädchen ist nicht glücklich, wie ich glaube, und mag wohl nicht so alt seyn, als sie auf den ersten Blick scheint. Ihr Wuchs ist fein, ihre Züge sind, wenn man sie genau betrachtet, angenehm, aber irgend ein böses Schicksal hat den frischen Jugendhauch von diesen blassen Wangen gestreift, und den düstern Schleyer über die sanften, blauen Augen gezogen. Übrigens scheint sie mir eine wahre, und für ein Weib viel zweckmäßigere Bildung zu haben, als die von Witz und Talenten schimmernde Gräfinn Ida, oder ihre schriftstellernde Dame selbst. Was sollen uns denn Kenntnisse, Talente, Belesenheit, wenn sie nicht in unser Innerstes eindringen, es veredeln, reinigen, und uns geschickter machen, unsere Pflichten zu erfüllen? Alles Übrige ist nicht bloß Flitter, es ist, meinem innersten Gefühle nach, verderblich, und diese berühmte Sarewsky hat über die Dichterinn das Weib vergessen. Sie lebt nicht mit ihrem jetzigen, ihrem dritten Manne. Über ihre erste Ehe beobachtet sie ein räthselhaftes Schweigen, der zweyte Gemahl, von dem ihr

großes Vermögen herrührt, iſt geſtorben, und von dem dritten hat ſie ſich getrennt. Doch nein! Das Weib hat ſie, wenigſtens in Einem Puncte, nicht vergeſſen, aber es iſt kein guter Geiſt, der ſie beſitzt!

Es ſchlägt zehn Uhr. Leb wohl, liebe Schweſter! Gute Nacht!

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad den 8ten Auguſt 1810.

Unſer Aufenthalt hat ſich ſehr in die Länge gezogen. Es iſt in jeder Hinſicht höchſte Zeit, daß wir umkehren und den verlaſſenen Faden unſers häuslichen Wirkens wieder aufnehmen. Es haben ſich Verhältniſſe und Verbindungen gebildet, die der ſchönen Eintracht und der ruhigen, ſtillen Würde unſers bisherigen Lebens nachtheilig werden könnten.

Ein unſeliger Zufall und eine noch verwirrendere Folge von kleinen Ereigniſſen hat die Neigung einer der ſchönſten, geiſtvollſten und unglücklichſten Frauen auf mich gerichtet. Gott weiß, wie ich dazu kam. Angezogen hat mich ihr Weſen allerdings, das muß ich geſtehen; aber ich ahnete nichts und wollte nichts weiter. Das kann ich als Mann von Ehre und als Edel-

mann versichern. Du wirst nach meinen vorigen Briefen leicht errathen, wen ich nicht nennen will. Ihr Nahme soll nicht ausgesprochen werden und kein verrätherisches Blatt ihre Schwachheit, die ich lieber der Welt und mir selbst verbärge, durch einen unglücklichen Zufall kund thun. Aber ich muß mich losreißen. Ich bin es ihr, mir selbst, und noch mehr meinem geliebten Weibe schuldig. Eleonore müßte mich nicht so innig lieben, wie sie thut, und ihr Gefühl müßte nicht so zart seyn, wie es sich mir bey jeder Gelegenheit zeigt, wenn sie nicht bemerkt hätte, was um sie vorgeht. Zwar klagt und schmollt sie nicht, eine ungetrübte Heiterkeit empfängt mich jedes Mahl, wenn ich mich ihr nähere; aber sie vermeidet ängstlich jede Gelegenheit, wo sie mit jener nur zu liebenswürdigen Leidenden zusammentreffen und aus dem Betragen eines unbewachten Herzens Stoff zu geheimen Qualen saugen müßte. Auf jede Art, durch tausend kleine Künste, die der reinen, offnen Seele sonst so fremd waren, sucht sie sich jeglicher Einladung und Aufforderung zu entziehen, und da ich weiß, was sie auch die kleinste Unwahrheit kostet, so kann ich daraus schließen, wie ihr ums Herz ist.

Eine einzige Betrachtung ſtört den heiteren Frieden, der ſich bey dem Gedanken an meine Zurückreiſe in mir verbreitet. Es iſt die Betrachtung des unangenehmen Gefühls, das ich ihr bereite, wenn ich ihr dieſen Entſchluß ankündige. Es wird ein bitterer Augenblick für uns Beyde ſeyn; aber er iſt nothwendig, und ſo laßt uns ihm gefaßt entgegen treten!

Ich habe Dir noch wenig von ihr erzählt. Ehe ich von ** bad und ihr ſcheide, ſollſt Du doch etwas Näheres über ſie erfahren. Ich habe Dir ihre Geſtalt beſchrieben, wenn ſich ſo Etwas beſchreiben läßt; der Eindruck, den ihr Weſen macht, will gefühlt, nicht erzählt ſeyn.

Sie hat mir mit der Offenheit eines verwundeten, aber ſchuldloſen Herzens viel von ihrer Geſchichte, von ihren Leiden, ſelbſt von ihren Übereilungen erzählt. Sie hat — wenig gefehlt, viel gelitten, arglos getraut, ſchmerzlich durch Täuſchung gebüßt, und der bittere Quell hat ſich durch ihr ganzes, ruheloſes Leben ergoſſen.

Sie iſt die Tochter eines proteſtantiſchen Predigers, der ihr nach dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter eine ſehr ſorgfältige Erziehung gab. Sie hat erſtaunlich viel Kenntniſſe und

eine reiche Gabe der Dichtung, die durch des Vaters Anleitung und durch eignen Fleiß zu der künstlerischen Vollendung gelangte, welche die Welt in ihren Werken entzückt. Verfolgungen und Übereilungen, die zu erzählen lang und unnöthig wären, brachten ihren Vater um seinen Dienst und sein kleines Vermögen. Bettelnd entfloh er mit dem zart gewohnten, zart gebauten Kinde von sechzehn Jahren seiner Heimath, und gelangte nach Heidelberg, wo eine Universität und allerley gelehrte Einrichtungen ihm die Hoffnung einiges Verdienstes eröffneten. Hier erkrankte und starb der gebeugte Greis, und ein seltsamer Zufall brachte die verwaiste, der Verzweiflung nahe Tochter zu einem edlen, reichen Jüngling, der sie kennen lernte, liebte und heirathete. Über diese Epoche ihrer Geschichte schien sie mit Widerwillen und schnell hinzugleiten. Das Band, welches Noth und Dankbarkeit von ihrer, Leidenschaft von des Jünglings Seite geknüpft hatten, und welches von den Freunden des Gatten verworfen wurde, gab ihr kein Glück. Eine unzufriedene, kinderlose Ehe stahl ihr vier der schönsten Jugendjahre und legte den Grund zu der Kränklichkeit und Verstimmung, die sich wohl nie wieder aus dem allzuzart besaiteten

Nervensysteme dieses halb ätherischen Wesens verlieren werden. Sie lernte einen liebenswürdigen Mann, einen Offizier, kennen, den ein Zufall in ihr Haus brachte. Geliebt hatte sie nie. Das erste Morgenroth dieser Empfindung brach jetzt für ihre Seele an, und sie war groß genug, es ihrem Gatten zu gestehen; denn als Protestantinn stand ihrer Scheidung nichts im Wege. Die Scenen, die hier vorgefallen seyn mochten, müssen ihre Seele tief ergriffen haben; ich sah dieß an der Bewegung, mit der sie das Alles in Stillschweigen hüllte. Genug, sie ward geschieden, und reichte dem Offizier, dessen Nahmen und Familie wir wohl kennen, die Hand. Ein Jahr darauf ward er ihr durch den Tod entrissen, und ließ sie als Erbinn seines großen Vermögens zurück. Freudenlos, einsam, kränklich suchte sie auf Reisen unter milderen Himmelsstrichen die Ruhe und das Wohlseyn, die sie im Vaterlande nie gefunden hatte. In Rom verliebte sich ein junger, reicher Pohle, ihr gegenwärtiger Gemahl, in sie, und wurde, da sie seine Leidenschaft nicht erwiederte, tödtlich krank. Zureden, Bitten seiner Freunde, und einige Zeilen, die er ihr mit sterbender Hand geschrieben hatte, bestimmten sie, ihn noch einmahl

zu beſuchen. Sein Zuſtand rührte ſie, Mitleid und Überraſchung thaten das ihrige, genug, ſie reichte ihm die Hand und willigte darein, ſich auf dem Todbette mit ihm trauen zu laſſen. Unter ihrer treuen Pflege genas er langſam. Eine kurze Zeit lieblicher Täuſchung wiegte ihr argloſes Herz mit ſüßen Hoffnungen künftigen, ruhigen Glücks. Sie erwachte nur zu bald. Der Gatte, an den ſie die reinſten Regungen eines ſchönen Herzens gebunden hatten, war ihrer nicht werth. Sie hatte Unſägliches an ſeiner Seite zu leiden. Endlich kam er ſelbſt auf den wohlthätigen Gedanken einer Scheidung. Er ſetzte ihr eine anſehnliche Leibrente aus und befreyte ſie von ſeiner Gegenwart. So ſteht ſie nun, dreymahl von dem Ziele, das ſie mit aufrichtigem Wunſch zu erreichen geſtrebt hatte, zurückgeſchleudert, kränkelnd, vereinzelt in der Welt, und der einzige Freund, den ihr Herz nach ſo manchen Stürmen und Irrungen gefunden hat, dem es ſich ganz und ohne Rückhalt öffnen möchte, iſt, durch heilige, theure Bande gebunden, auf ewig von ihr getrennt. Geſtehe, lieber Bruder, daß ſie ſehr ſchuldlos und ſehr unglücklich iſt!

Aber wenn ſie das auch noch zehnmahl

mehr, und noch hundertmahl liebenswürdiger wäre, ich muß fort! Es darf nicht länger dauern, und ich beklage nur, daß ich es seyn muß, der aufs Neue einen schmerzlichen Stachel in dieses ohnehin so oft verletzte, und so schlecht geheilte Herz werfen muß. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

** bad den 16ten Auguſt 1810.

Die Hoffnung, liebſte Schweſter, dieſen Herbſt noch nach Karlsbad zu kommen, und Dich auf der Hinreiſe zu beſuchen, zerfließt vor meinen Augen immer mehr in nichtigen Nebel. Unſer Aufenthalt hier verlängert ſich von einer Woche zur andern. Seit den letzten vierzehn Tagen höre ich gar nicht mehr von einer Abreiſe ſprechen, und es ſcheint nach Allem, daß wir ſo lange bleiben, bis der Winter die Badegäſte allzuſammen vertreibt. Es hat mich ſehr geſchmerzt, als ich im Stillen bedachte, daß auch dieſe Freude, auf die ich ſo lange gewartet, mir nicht werden ſollte. Jetzt iſt auch das überwunden, und ich lege dieſe vereitelte Hoffnung zu der großen Zahl der früher verblichenen Schweſtern. Entſagen und Entbehren war mein Loos

von Jugend an, und als die beschränkten Umstände unsrer Mutter mich nöthigten, an diese Frau, die meine Freundinn heißt und meine Gebietherinn ist, meine Freyheit hinzugeben, jeder Wendung ihres Schicksals, und was mehr sagen will, ihrer Launen zu folgen, da war ja schon das Opfer aller meiner Wünsche und meiner ganzen Eigenthümlichkeit mit einbegriffen.

Indessen, so wenig erfreulich mein Loos ist, so hat mich mein Entschluß doch seit dem ganzen Jahre, als ich bey ihr bin, noch nie gereuet; denn es fehlt auch in diesem trüben Verhältniß nicht an der Möglichkeit, nützlich zu seyn und hier und da Gutes zu wirken. Frau von Sarewsky, so seltsam ihr Character und ihr Benehmen oft erscheinen, hat Augenblicke, wo ihr Gemüth durch ihre lebhafte Phantasie sich bis zum Edelmuth erhebt. Man muß sie nur genau kennen, um in der gelegenen Zeit auf sie zu wirken. Ich habe sie zu manchen Gaben für Unglückliche, zu manchen geheimen Wohlthaten beredet und der doppelten Freude genossen, nicht allein den Armen geholfen, sondern auch, wenigstens für einige Zeit, einen Schimmer des inneren Friedens, den das Bewußtseyn pflichtmäßiger Handlungen immer gibt, über dieses

zwiespaltige Gemüth verbreitet zu sehen. Auch mir selbst, in meinem Inneren, wurde das Beysammenleben mit dieser Frau lehrreich und nützlich. Wie oft, wenn ich mich vom Schicksal recht grausam behandelt und vor vielen Menschen unglücklich glaubte, hat ein Blick auf sie mich beschämt und getröstet! Auf welchen Grad sie mit sich selbst und der ganzen Welt in grellem, schmerzenden Contraste steht, kann ich Dir nicht beschreiben. Ihr unruhiges Herumtreiben von einem Orte zum andern, ihre ewige Unzufriedenheit, ihre Leidenschaftlichkeit, selbst ihre Kränklichkeit, die wenigstens grossen Theils Wahrheit ist, stehen in ewiger Wechselwirkung aufeinander, und vereinigen sich als Wirkung und Folge, um sie unglücklich zu machen, und ihr, wie Göthe sagt, das nächste Glück vor den Lippen wegzuzehren.

Warum wir so lange hier bleiben, ist leider kein Geheimniß. Nicht allein die Welt, auch jene Personen müssen es bemerken, die es am letzten erfahren sollten, weil es sie am empfindlichsten schmerzen wird. Eine ganz unglückselige Leidenschaft hat sich Rosaliens Herzens bemeistert. Sie scheint mit jedem Tage wie an Stärke, so auch an Strafbarkeit zuzunehmen, und den

Mann, der sie eingeflößt, mit sich fortzureißen. Die Welt urtheilt freylich sehr schonend über dergleichen galante Verbindungen zwischen Personen, die längst ein heiliges Band an Andere knüpft; mir aber ist es unmöglich, sie für unbedeutend oder gar schuldlos zu halten.

Indessen läßt sich auch für meine Dame eine Art von Entschuldigung in den ungetheilten und offenbaren Huldigungen finden, die das männliche Geschlecht ihr überall darbringt. Es ist erstaunlich, welchen Eindruck ihre Erscheinung macht, und wie leicht ihre Eitelkeit dadurch gereizt werden kann. Überhaupt hat eine längere Beobachtung der Welt, so wie sie den frischen, lebendigen Glanz von den Idealen meiner ersten Jugend gewischt hat, mich auch nachsichtiger mit den Menschen gemacht, und jene, die ich leider nicht mehr als Engel bewundern konnte, doch auch nicht als Teufel hassen lassen. Nur Wenige sind böse, Alle schwach, die Meisten sinnlich und eitel. Diese beyden Triebe, Sinnlichkeit und Eitelkeit, sind es, was ich eigentlich für die Erbsünde halte. Denn was war es anders, als Lüsternheit nach verbothenem Genuß, Sinnlichkeit (wozu man auch die feineren Arten, in denen gebildetere Seelen schwelgen,

rechnen muß) und Wunſch, den Elohim gleich zu werden, folglich Eitelkeit, was unſre erſten Ältern zum Falle brachte, und ſich in unendlich mannigfachen Schattirungen auf das ganze Menſchengeſchlecht verbreitete? Sieh, ſo habe ich mir oft die Erzählung vom verſcherzten Paradieſe der Unſchuld gedeutet, und ich glaube, nicht mit Unrecht.

Dieſe Eitelkeit treibt aber ihr Spiel an einem Badeorte offenbarer und auffallender, als irgendwo, weil hier eine größere Menge von Menſchen aus den höheren und reicheren Claſſen ſich auf einem kleinen Raum zuſammenfindet, und es beluſtigt und ſchmerzt mich manchmahl, dieß Treiben zu beobachten, das, während es die Einen lächerlich darſtellt, beſſere Herzen tief verletzt. So fiel vorgeſtern eine Scene im Park vor, die mich ziemlich tiefe Blicke in manche Seele thun ließ.

Die Bekannten hatten ſich, wie gewöhnlich, um die alte Gräfinn Wingheim und ihre Nichte verſammelt. Frau von Fahrnau, die jetzt ſeltener in unſerm Kreiſe erſcheint, war dießmahl gekommen, und brachte mir eine Arbeit ihrer Hand, die ſie mir vor acht Tagen verſprochen hatte. Der Zufall fügte es, daß außer dem al-

ten Grafen Norbeck, der ein unglücklicher Verehrer dieſer trefflichen Frau iſt, und Lothar, der unter dem Vorwand der Kunſtliebhaberey die Künſtlerinn ebenfalls auszeichnet, keine männliche Geſellſchaft um uns war. Beyde beſchäftigten ſich nur mit Eleonoren, und ihre Zeichnung, die ſie beſcheiden mir heimlich zugeſteckt, die aber Fräulein Ida's Vorwitz zu ihrer eigenen Strafe recht zudringlich an's Licht gezogen hatte, wurde der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Das ſchien dem Fräulein, die gewohnt iſt, immer eine Schaar Anbether hinter ſich zu haben, lange Weile zu machen. Sie wußte es bald dahin zu bringen, daß ſie neben dem alten Norbeck zu ſitzen kam, und nun hätteſt Du die Thorheiten ſehen ſollen, die ſich dieſes ſonſt ſo ſtolze Geſchöpf erlaubte, um den alten Gecken und den geiſtreichen Lothar auf ſich aufmerkſam zu machen. Es gelang ihr vollkommen. Eleonore war bald allein, ſchien es aber nicht zu fühlen, ſondern ſprach ganz unbefangen mit mir, während die jüngeren Bekannten, Einer um den Andern, durch das Geräuſch, das jene Drey in ihrem Übermuthe machten, herbeygelockt, ſich um das Fräulein reihten, und ſie nun des Triumphs genoß, ihren Hof um ſich verſammelt zu ſehen,

unter welchem der ſchon etwas verblühte Fürſt Radvinsky die bedeutendſte Rolle ſpielt. So ging es eine Weile fort, bis Frau von Sarewsky ganz allein, langſam, in ihren ſchönen, hochrothen Shawl drappirt, die Allee heranſchwebte. Sie grüßte mit ihrer freundlichen Leutſeligkeit, ſagte der alten Gräfinn auf ihr Befragen, daß ſie ſehr leidend ſey, und lehnte ſich, ohne viel zu ſprechen, in ihren Stuhl zurück. Aber jetzt entfiel ihr im tiefen Sinnen der Strauß Feldblumen, den ſie im Hergehen gepflückt hatte. Einer der Herren hob ihn auf und reichte ihn ihr; ſie klagte über Zerſtreuung, Schwäche und Trübſinn. Das Geſpräch war angeknüpft. Ein Zweyter geſellte ſich dazu, als er das leiſe Flüſtern der ſchönen, klagenden Stimme hörte. Auf einmahl fühlte Roſalie einen Roſengeruch, der ihr Krämpfe macht, und den eine Dame, die nicht weit von uns ſich niedergeſetzt hatte, an ſich trug. Sie ſtand auf, um Platz zu wechſeln. Sogleich kam Alles in Aufruhr, ihr den Stuhl nachzutragen, den Shawl aufzuheben, der ihr entfallen war und auf der Erde nachſchleppte, und endlich vom äußerſten Ende des Gartens ein Fläſchchen Eau de Cologne zu verſchaffen, um daran zu riechen. So ward es bald um die ſchö-

ne Ida leer, ſelbſt der alte Radvinsky war von dem allgemeinen Zug mitgeriſſen worden, und ſie ſtand eben im Begriff, mit deutlichen Zeichen des Mißvergnügens ſammt ihrer Tante nach Hauſe zu gehen, als ein unvermutheter Lärmen alle Augen nach der Seite der Straße hinzog. Es war ein Reiter, der ſeines ſcheugewordenen Pferdes eben mit Mühe Meiſter ward. Alles flog hinzu. Leonore erkannte ihren Gemahl, ſie erblaßte und zitterte an meinem Arm. Roſalie war langſam nachgekommen, weil ſie nicht geſchwind gehen kann, oder will. Ein Schrey des Schreckens machte Alles auf ſie aufmerkſam. Fahrnau hörte den Ton, eine Purpurgluth überzog ſein Geſicht, ein Stoß mit dem Sporn und ein gewaltiger Riß mit dem Zügel zwangen das Pferd unter ihm zu ſtürzen, er ſprang leicht und ohne Schaden herab. Leonore eilte auf ihn zu, und blieb plötzlich ſtehen, da ſie die Richtung ſeiner Blicke ſah. Aber er faßte ſich, ergriff ihre Hand, beruhigte ſie, dankte ihr für ihre Theilnahme und ſie nahm die Wendung mit anſtändiger Freundlichkeit mit. Hierauf aber zog ſie ihn bey der Hand, die noch immer die ihrige hielt, zu Roſalien, die faſt ohnmächtig in meinen Armen lag, ſtand ihr liebreich bey, und ich

ſah die Blicke ihres Mannes mit unnennbarem Ausdruck zwiſchen den beyden Frauen hin und her gleiten. Endlich both er ſeiner Frau mit vieler Herzlichkeit den Arm, und führte ſie nach Hauſe.

Solche Scenen, liebe Schweſter, enthüllen, wie mich dünkt, weit mehr von dem Inneren des Menſchen, als überdachte Handlungen, bey denen man ſich zuſammennimmt, und die auch ſelten Statt finden. Aber zur Ehre des männlichen Geſchlechts ſcheinen ſie mir nicht zu gereichen, und oft, wenn ich die mit allem äußeren Reiz geſchmückten und vom Siege gekrönten Schönheiten betrachte, ſteigt ein Gefühl in mir auf, das etwas von Unluſt und Bitterkeit an ſich hat. Was iſt es denn, das ſie in den Augen der Männer ſo unwiderſtehlich macht? Und wenn Gefallen das ſicherſte und einzige Mittel iſt, um jenes Geſchlecht an uns zu ziehen, warum hat der Himmel dieſe Gabe meiſt den minder ſchätzbaren unter uns verliehen, oder warum haben Tugend und innerer Werth weniger Macht über die Männerherzen, als ein blendendes Äußeres?

Meine Uhr, liebe Schweſter, iſt abgelaufen, und obwohl meine Jahre und auch wohl meine Geſtalt mich noch nicht von allen Anſprüchen

ausschließen, so weißt Du doch, daß meine Rechnung mit der Welt abgethan ist. Ich habe nur Einmahl geliebt, und es war für ewig. Das Schicksal hat dieses Band zerrissen, aber das Andenken daran herrscht unumschränkt in meiner Brust. An anständigen Versorgungen (mehr könnten sie meinem Herzen nicht seyn) hat es auch nicht gefehlt. Also für mich rede ich nicht, und es ist weder Neid noch Trauer, was mir jene Bemerkungen aufdrang; aber ich kann nicht umhin, sie zu machen, und in dem Vergleiche mit der Männerwelt, die mich hier umgibt, ein theures Bild in himmlischer Verklärung vor mir zu sehen. Leb wohl!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

** bad den 28ſten Auguſt 1810.

Ihr Brief, verehrteſte Mutter, hat mich von Neuem überzeugt, wie wahrhaft gütig Sie gegen mich geſinnt ſind, und wie viel Dankbarkeit ich Ihnen dafür ſchuldig bin. Glauben Sie gewiß, daß ich mir Ihre Lehren zu Nutzen machen, und was ich in meiner Lage nur immer befolgen kann, mit Anerkennung Ihrer höheren Einſicht üben werde.

Aber der todte Buchſtab iſt, wie ich ſehe, ein ſehr unzulänglicher Behelf ſeine Geſinnungen auszudrücken, da er nur immer die äußere Form zu bezeichnen und allgemeine Ideen zu geben im Stande iſt. C'est le ton, qui fait la musique, ſagt der Franzoſe, der gewiß für practiſche Lebensanſichten und feine Unterſcheidungen den meiſten Sinn hat. Darum iſt es ſo ſchwer,

in Briefen ſich über Gefühle auszuſprechen, und ich möchte daher bey Mißverſtändniſſen immer zu offener, mündlicher Erklärung rathen. Der Andere legt ſeine vorgefaßte Meinung in die Worte, die wir ihm ſchreiben, und hört uns mit dem Tone ſprechen, auf den er in dem Augenblick des Mißkennens unſre Seele geſtimmt glaubt.

Ich bin verſichert, liebſte Mutter, daß Sie in dieſen freymüthigen Äußerungen eines ſelbſtdenkenden Weſens den kindlichen Sinn und die dankbare Liebe Ihrer Tochter nicht vermiſſen werden. Sie ſelbſt haben uns ſo oft ermahnt, unſere Vernunft zu gebrauchen, zu prüfen, und uns nicht aufs erſte Wort fremden Anſichten, wenn ſie auch noch ſo würdig und von dem höchſten Gewicht wären, zu unterordnen, ſobald unſre Überzeugung ſich dagegen auflehnt. In dieſer Zuverſicht auf Ihre Güte, die meine Einwürfe nachſichtig anhören, und wenn ich doch irre, mich mit Liebe zurechtweiſen wird, wage ich es, Ihnen den wahren Zuſtand der Dinge vor Augen zu legen, nachdem ich mich, aufgeſchreckt durch Ihre mütterliche Warnung, ſtrenge geprüft, und in den innerſten Tiefen meines Weſens nachgeforſcht habe.

Ich fange bey Ihrer zweyten, ungleich wichtigeren, Rüge an: Sie glauben sich durch meine Äußerungen über Baron Lehmbach berechtigt, mich für ein Bißchen verliebt in ihn zu halten. Als der erste Schrecken vorüber war, den das Zutrauen auf Ihre höhere Einsicht mir einflößte, mußte ich über mich selbst lächeln. Ich und verliebt! Meine theuerste Mutter! Da muß meine Feder, oder meine Einbildungskraft, indem sie mir die Einzelnheiten des angenehm verlebten Tages vorrechnete, mir unbewußt, gewaltige Sprünge gemacht haben. Es ist wahr, Lehmbach ist ein hübscher Mann. Er hat Anstand, Geistesbildung, und daß er mich liebt, ja, daß er leidenschaftlich für mich fühlt, ist wohl kein Zweifel. Ich verkenne aber nicht im mindesten, daß er als Freyer nur im Vergleich mit dem Fürsten in Betracht zu ziehen ist. Sie haben Recht, der Fürst steht durch Geburt und Vermögen weit über Lehmbach; aber, liebste Mutter, können Sie es Ihrer Tochter, deren Geist Sie auf das sorgfältigste gebildet haben, wohl verdenken, wenn sie von dem Mann, der ihrer Wahl vor der Welt durch seine Persönlichkeit Ehre machen soll, Etwas mehr verlangt, als jene Vorzüge, die nur der Zufall gibt?

Radvinsky ist weit über die Jugendjahre, ja selbst über das blühende Mannsalter hinaus. Er mag schön gewesen seyn; jetzt sieht man nur Spuren, die durch Kunst und Sorgfalt im Anzug noch hingehalten werden. Auch darüber, liebe Mutter, würde ich Verstand genug haben, mich hinauszusetzen; aber Radvinsky ist mit seiner Bildung vor dreyßig Jahren stehen geblieben. Die Deutsche Literatur ist ihm ganz fremd, und von der Französischen, der einzigen, die er kennt, weiß er seit den schimmernden Erscheinungen aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten nichts mehr. Er läßt kein Trauerspiel gelten als von Corneille, Racine und Voltaire. Die Marquise de Sevigné ist sein einziges Muster im Briefstyl, und nur aus jenen Memoires, die ein galanter Hof voll Intriguen in Überzahl zur Welt förderte, hohlt er seine Menschenkenntniß und seine Urtheile. Das gibt ihm ein veraltetes, mitunter zuweilen lächerliches Ansehen, und Lehmbach, der mit Geist und Gefühl den Fortschritten seiner Zeit gefolgt ist, steht in dieser Hinsicht zu glänzend neben ihm, als daß es auch ein partheyischer Sinn verkennen könnte. Wenn ich daher ja Einen von Beyden wählen müßte, so würde Lehmbachs vorzügliche Geistesbildung, vereint mit der

schimmernden Laufbahn, die sich seine Talente eröffnet, die Zunge der Wage für ihn neigen. So, liebste Mutter, und bloß so bitte ich Sie meine scheinbare Vorliebe für Lehmbach zu erklären, woran weder meine Augen, noch weniger mein Herz den geringsten Antheil haben.

Ich komme nun zu Ihrem ersten Tadel, und muß bekennen, daß ich mich hier viel schuldiger finde. Dennoch habe ich auch Einiges, was Sie nicht ungegründet finden werden, für mich anzuführen.

Es ist wirklich unerträglich, was die berühmte Frau treibt, wie sie durch alle Künste die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, alle übrigen Frauen ganz auszulöschen und alle Männer in dem Sonnenschimmer ihrer Blicke tanzen zu lassen sucht. Wohlgestalt, auffallende Kleidung, Dichtertalent, affectirte Kränklichkeit und vorgebliches Unglück, Alles muß ihr dazu dienen, und außer dem alten, einfältigen Norbeck, der unerhört für die allzubescheidene Fahrnau seufzt, und außer — verzeihen Sie, daß dieser Nahme hier steht, und rechnen Sie mir nicht für Vorurtheil an, was bloß Steuer der Wahrheit ist! — außer Lehmbach sind Alle, alt oder jung, be-

deutend oder unbedeutend, mehr oder minder von ihr behext. Ich kann nicht einmahl den Fürsten ausnehmen; denn auch er macht sich dieser Thorheit, die in seinen Jahren vollends lächerlich ist, schuldig, und es hat der schlauen Syrene mehr als einmahl gelungen, ihn in ihrem Gefolge nach sich zu ziehen. Wie sie das übermüthig macht, wie sie sich für unüberwindlich und unwiderstehlich hält, und unter dem Deckmantel einer gezierten Anspruchlosigkeit die schlaueste Spinnennatur in Ausbreitung ihrer Gewebe beweist, können Sie sich kaum denken. Ich halte es daher für sehr vernünftig, ja für nothwendig, ihr einiges Gegengewicht zu halten, um sie nicht vollends ganz unerträglich werden zu lassen.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich oft belustigt, wenn ich ihr durch meine Erscheinung einen Theil ihrer Sclaven entziehen und ihrer Ziererey und ihrem kläglichen Wesen ruhige Heiterkeit, und manchmahl offenen Muthwillen entgegensetzen kann. Es gelingt mir auch meistens; und wenn die Männer es nicht anders haben wollen, als daß man Komödie spiele, so führe ich doch lieber ein Lustspiel mit ihnen auf. Das bringt denn die Sarewsky oft gewaltig aus ih-

rer künſtlichen Faſſung, und ſie weiß vollends nicht, wie ſie ſich benehmen ſoll, wenn irgend ein anderes Frauenzimmer die unerhörte Kühnheit hat, auch durch Talente gelten, und jenen Theil der öffentlichen Bewunderung an ſich reißen zu wollen, den ſie ganz eigentlich als ihr ausſchließendes Eigenthum betrachtet. So fiel neulich bey uns eine wahrhaft komiſche Scene vor.

Ich weiß nicht, ob Ihnen etwas von der neuen Kunſt, vorzügliche Gedichte mit lebhafterem Ausdruck und mannigfaltigem Tonwechſel auswendig vorzutragen, bekannt geworden iſt? Das ſteht ſo ziemlich zwiſchen theatraliſchem Vortrag und dem gewöhnlichen verſtändigen Leſen mitten inne. Ein ſolcher reiſender Künſtler ließ ſich vor ein Paar Wochen im hieſigen Theater hören, und declamirte mit ſchöner Stimme und hinreißendem Ausdruck viele der beſten Gedichte Schiller's, Göthe's, Bürger's u. ſ. w. Alles hörte mit Vergnügen zu, und mir kam zu Hauſe der Gedanke, ob man denn eben dieſe Kunſt eigentlich zu ſtudieren brauchte, und ob nicht ein hübſches Organ und tieferes Eindringen in den Geiſt des Gedichts es auch ohne lange Vorbereitung möglich machen könnten, hierin etwas Bedeutendes zu leiſten? Ich verſuchte. Es

ſchien zu gelingen. Ich machte die Tante, die ſo viel Geiſt als Geſchmack beſitzt, zur Richterinn, und ſie war ſehr mit mir zufrieden. Nun bathen wir eines Abends den gewohnten Cirkel zum Thee, und ich recitirte einige Balladen von Schiller, und verſuchte es, die Eine davon mit leiſen, einzelnen Accorden der Guitarre zu begleiten, wie ich es den reiſenden Virtuoſen mit dem Piano hatte thun ſehen. Das machte unglaublich viele Wirkung, und erhielt allgemeinen Beyfall, den auch Fahrnau mir laut und mit richtigem Sinn für die wahren Schönheiten der Dichtungen zollte.

Auf einmahl wurden der berühmten Frau die Hitze im Zimmer und das Gewühl der Menſchen ganz unaushaltbar. Sie bekam Migraine, es entſtand ein allgemeines Geräuſch. Fahrnau und Mademoiſelle Haller führten die halb Ohnmächtige in ein anſtoſſendes Kabinett, die Tante mußte Ehren halber folgen, Riechwaſſer, Thee, kurz Alles, was man nur bedürfen kann, zu ihrer Erquickung herbeyſchaffen, und obwohl ſie mit ſterbender Stimme alle Bemühung ihrentwegen verbath, forderte doch ſelbſt der Ton dieſer Stimme Mitleid und Hülfe auf.

Endlich ward es wieder ſtill. Die kranke

Schöne blieb mit ihrer Geſellſchafterinn im Kabinett allein. Im Saale wurde wieder declamirt, geſungen, geſpielt, und wäre nicht Fahrnau, der einmahl ging, um nach ihr zu ſehen, ſchnell und mit verdrießlichem Geſichte zurückgekommen, kein Menſch hätte bemerkt, daß ſie indeß mit der Haller fortgefahren war.

Aber mit der Migraine, der Ohnmacht, und der Aufmerkſamkeit, die dadurch erregt worden, war die berühmte Frau nicht zufrieden. Die gelungene Declamation wurmte, und es wurde ein Stückchen erſonnen, womit ſie mich arme Laye vollends zu Boden zu drücken meinte. Man ſagte ſich einige Tage darauf unter der Hand herum, daß ſie ein ſehr ſchönes Gedicht nach einer Volksſage über die Brunnennixe verfertigt habe, ſo ein Ammenmährchen aus der Ritterzeit, wie ſie jetzt Mode werden. Natürlich wurde in ſie gedrungen, dieſe neue Blüthe ihrer Phantaſie doch auch der Welt mitzutheilen. Man ließ ſich lange, lange bitten, man war jetzt nicht ganz fertig, jetzt nicht aufgelegt, wie das zum Ton gehört, als es plötzlich eines Abends, wie eben recht viel ſchöne Welt auf dem Spaziergang bey der Einſiedeley verſammelt war, hieß, die Sarewsky würde ihr neues Gedicht vorleſen.

Ich hatte schon vorher, als ich sie erblickte, gedacht, sie müßte etwas Besonderes vorhaben, denn sie war gar zu wunderlich gekleidet. Ein schöner, kleiner Shawl, den sie auf orientalische Art um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein phantastisches, mir beynahe lächerliches Ansehen. Alles eilte in den Pavillon. Er war gedrängt voll und eine Hitze zum Ersticken. Rosalie saß nachlässig auf der Ottomane, und Lothar, der seines scharfen Verstandes ungeachtet sinnlichen Eindrücken nicht zu widerstehen vermag, fand sie ganz göttlich, und verglich sie, ich weiß nicht mehr, mit welchem berühmten Gemählde.

Nun fing sie an, ihr Gedicht zu declamiren. Es ist wahr, sie sprach es ganz artig, und auch die Poesie war nicht übel; aber der Lärmen, der entstand, als sie geendet hatte, und der lange zurückgehaltene Beyfall sich endlich Luft machen durfte, war doch wirklich unsinnig. Was bleibt denn diesen Leuten übrig, wenn sie von einem geübten Künstler ein Meisterstück von Göthe oder Schiller hersagen hören?

Und sonderbar! All dieß Getöse, das Drängen so vieler Menschen in dem kleinen Raum hatten nicht den mindesten Einfluß auf ihre Gesundheit. Wahrhaftig, sie versteht ihre Sache

meiſterlich, und das Mädchen, welches Luſt hätte, ſich zur Virtuoſinn ir der Koketterie zu bilden, könnte mit Nutzen zu ihr in die Schule gehen.

Leonore war an keinem der beyden Abende zugegen geweſen, wie ſie denn überhaupt, ſeit die Sarewsky ſo ſichtbar nach ihrem Manne angelt, und er ſchwach genug iſt, dieſen Lockungen nicht zu widerſtehen, aus einem begreiflichen Gefühl von Stolz ſich wenig mehr in der Welt zeigt. Ich beſuchte ſie den Tag nach der Declamation im Pavillon, theils aus Achtung und Mitleid für ſie, theils, daß ich es nur aufrichtig geſtehe, aus Neugierde. Ich wollte doch ſehen, wie ſich Alles, was geſchehen war, in ihrem Geiſte abſpiegelte. Aber ſie war heiter und gelaſſen, wie immer. Kein Wort des Tadels oder der Bitterkeit entfloh ihrem Munde. Sie hörte meiner Erzählung vom vorigen Abend und von der Declamation freundlich zu, ja ſie entſchuldigte ſogar die Sarewsky, als ich ganz aufrichtig ſagte, daß ich ſie für eine geſchickte Komödiantinn, und ihre Krankheit für nichts weiter als ein künſtliches Mittel halte, Aufſehen, Mitleid und tauſend Rückſichten zu erregen, und ſich zugleich Allem zu entziehen, was ihr unbequem ſey. Wie konnte die Fahrnau ſie entſchuldi-

gen? War das Phlegma, Schwachsinn, oder Verstellung? Mich ärgerte diese gar zu große Milde, und ich kürzte meinen Besuch ab.

Den folgenden Tag war Rosaliens Geburtstag. Alles beeiferte sich, ihr kostbare oder niedliche Geschenke zu bringen, und der verliebte Fahrnau war am frühen Morgen nach einem benachbarten Schloßgarten geritten, um eine Wunderblume, die man Agapanthus nennt, für — ich weiß nicht — wie viel Ducaten zu kaufen, und sie seiner Göttinn beym Erwachen, das immer ein Bißchen spät ist, darbringen zu lassen. Aber ein feindseliger Dämon mußte den Gärtnerjungen verblendet haben, und seinem Gedächtnisse entfiel der fremdklingende Nahme. Da er sich nun nicht zu helfen wußte, trug er die Blume gerade in Fahrnau's Wohnung, wo sie in Abwesenheit des Barons der Frau übergeben wurde.

Die Scene, welche nun gefolgt seyn mag, läßt sich errathen. Leonorens Geduld mußte wohl endlich gerissen seyn, und ihres Mannes offenbares Unrecht ihr die Oberhand gegeben haben. Genug, ihre Abreise, von der wohl schon öfter die Rede gewesen war, ward auf den dritten Tag festgesetzt. Rosalie wurde plötzlich sehr krank, und empfing am Nachmittag ihres Geburtsfestes

Niemanden. Am folgenden Tage fühlte sie sich besser, es kamen Besuche, und Fahrnau's machten miteinander — merken Sie wohl! — miteinander ihre Abschiedsvisite. Aber die Wunderblume hat sie erhalten, der Fürst hat sie auf dem Spiegeltische gesehen.

So ist denn nun der empfindsame Roman zu Ende, und die berühmte Frau wird nicht mehr lange hier verweilen, sondern nach Karlsbad gehen, um, so lange es noch Gäste gibt, auch dort eine Rolle zu spielen. Dazu allein ist ja so ein Weib auf der Welt, die nun einmahl allen häuslichen Verhältnissen entsagt hat, und nichts anders, als eine Dichterinn, und eine weibliche Natur ist, wie die moderne Kunstsprache diese Zwitterwesen nennt.

Doch nicht die Fahrnau'schen und die Sarewsky allein verlassen **bad. Es fangen sich die Gäste überhaupt an zu verlieren, die Badecur der Tante ist ebenfalls bald zu Ende, und wir werden jetzt nach der Residenz gehen, wo sie noch einige Zeit ihrer Geschäfte halber bleiben muß, und wohin Sie mir gütigst erlaubt haben, sie zu begleiten.

Fünfzehnter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* gau den 10ten August 1810.

Was thust Du, liebe Freundinn? Auf welchem Pfade sehe ich Dich wandeln? Und wohin soll das am Ende führen? Eine seltsame Schwärmerey hält Dich befangen, und in dem Zauberduft, der Dich umgibt, vermagst Du nicht einen einzigen Gegenstand außer Dir in seinem wahren Lichte zu sehen. Was sind das für widernatürliche und mehr als phantastische Ideen von den platonischen Hälften, von Deiner Achtung für Leonorens Rechte, und daß Du ihr ihren Gatten lassen, und ihn doch für Dich besitzen willst? Ist das möglich? Ist es nur denkbar?

Du weißt kaum, ob Fahrnau Dich liebt. Keiner Deiner Briefe enthält auch nur von ferne

eine Gewißheit hierüber, und Du redeſt von Planen, die Du mit ihm haſt, und in welche er doch nothwendiger Weiſe einſtimmen muß, mit unerſchütterlicher Zuverſicht. Und nun vollends ſeine Frau! — Sally! Sally! Wo waren Deine Augen und Deine Beurtheilungskraft, als Du über ſie abſprachſt, und ſie in die Claſſe der gewöhnlichen Hausfrauen warfeſt? Deiner Beſchreibung nach ſah ich ein ziemlich hübſches, blaſſes, blondes Weib vor mir, eine von den Figuren, die ewig in guter Hoffnung ſind, und ihr Leben mit Kinder-Tragen, Gebären und Auffüttern zubringen, etwas ſchlumpicht im Anzug, etwas unordentlich im Hausweſen, übrigens gutmüthig, geduldig, gemein.

Schon vor längerer Zeit ſchrieb Lothar an ſeinen Freund über dieſe Fahrnau. Ich erinnere mich der Stelle noch ziemlich: »Unter den bedeutenderen Erſcheinungen iſt eine Frau von Fahrnau, die Gemahlinn eines jungen Güterbeſitzers. »Sie iſt nicht ſchön, aber ſie wird bald bemerkt; »ſie reizt nicht, aber ſie zieht leiſe und feſt an »ſich. Ich habe wenig Weiber gefunden, die irgend ein Talent, wie ſie die Mahlerey, auf ſo »hohe Stufe gebracht hätten, und dabey ſo beſcheiden wären.«

In einem ſpäteren Briefe, weil ihn der Freund mit ſeiner Vorliebe für die Mahlerinn geneckt hatte, wollte er zwar von keiner wärmeren Empfindung für ſie wiſſen; aber er erhob ihren Character mit ſehr ſtarken Ausdrücken, und in Rückſicht ihrer Geſtalt bediente er ſich eines Vergleiches, der mir auch jene Vorſtellung, die ich mir nach Deinen ſpäteren Briefen von ihr gemacht, ganz zerſtörte. Sie muß nicht allein hübſch, ſie muß bedeutend wohlgebildet ſeyn. Es ſcheint trotz Allem, was Lothar ſchreibt, um den Verdacht eines lebhafteren Gefühls von ſich abzuwälzen, daß ſie ihm doch nicht ganz gleichgültig iſt, und hierauf allein läßt ſich für Dich einige Hoffnung bauen. Er iſt ein gefährlicher Menſch in jeder Hinſicht, und wehe dem Weib, dem er ſich mit Planen nähert! Sie wird ihm ſchwerlich entrinnen, und ſo könnten vielleicht ſeine Abſichten den Deinigen entgegenkommen. Vielleicht! ſage ich. Aber Vorſicht, liebe Sally, Vorſicht muß man Euch Beyden empfehlen. Ein einziger zu früh gewagter Schritt, ein zu leidenſchaftliches Betragen kann Alles verderben. Die ſogenannten ſtreng tugendhaften Menſchen, zu denen, wie mich dünkt, Fahrnau und ſeine Frau gehören, hängen erſtaunlich an Formen und

Wörtern. So lange dieſe nicht ausgeſprochen und jene nicht verletzt ſind, läßt ſich viel machen, und ſie ſind längſt mit den Begriffen und Wünſchen vertraut, die wir in ihnen erregen wollen, ehe ſie es wagen, es ſich ſelbſt zu geſtehen. Das ſind ſo ungefähr einige Grundlinien für Dein Verhalten gegen Fahrnau, und auch Lothar'n möchte ich bitten, ſie zu beherzigen. Er kennt wohl die Weiber aus der großen Welt; aber auf dieſe Hirtinn aus dem Gebirge, die alle Kraft des Gemüths mit aller kindiſchen Angſt vor dem, was ſie Unrecht nennt, mit ſich gebracht zu haben ſcheint, möchten ſeine Calculationen nicht ganz anwendbar ſeyn.

Du wirſt mich wieder über dieſe freymüthigen Bekenntniſſe verläſtern; denn noch haſt Du nicht einſehen wollen, daß man auf der Welt Alles eher ſeyn darf, als ein halbes Weſen, und daß nichts ſich mehr beſtraft, als wenn man mit ſich ſelbſt nicht im Reinen iſt. Du liebſt Fahrnau, Du möchteſt ihn beſitzen, und wagſt es nicht, ihn ſeiner Frau zu rauben, ja, Du wähnſt ſogar, Eure beyderſeitigen Anſprüche ließen ſich vereinigen. Das iſt Deine Verblendung, Deine Halbheit. Entweder entſage ihm ganz, oder habe den Muth, was Du anſprichſt, und für Dich ge-

macht glaubst, auch offen zu erstreben und zu behaupten!

Schilt mich keine Bürgerinn der Hölle, weil ich offen und redlich genug bin, zu sagen, was Tausende denken, und Du selbst heftig wünschest! Ich bin vielleicht redlicher, als Du. Ich würde an Deiner Stelle den Mann, der mit seiner Frau glücklich zu seyn scheint, vielleicht als ein unverletzbares fremdes Eigenthum an seinen Platz gestellt seyn lassen, und mir jeden Gedanken an ihn ausschlagen; könnte oder wollte ich aber meine Leidenschaft nicht überwinden, je nun! dann würde ich auch offen zu Werke gehen, und ein Herz, dessen Besitz nun einmahl zu den Bedingungen meines Erdenglücks gehört, auch ganz mit allen seinen Neigungen, Kräften und Wünschen an mich reißen.

Das überlege, liebe Sally, und suche Lothar zu erforschen, ob er in der von mir angedeuteten Rücksicht zu Deinen Absichten zu brauchen wäre! Laß ihn aber hiervon durchaus nichts merken! Solche Herren wollen nicht errathen seyn, und ein Spiel kann ihnen bloß darum widrig werden, weil sie merken, daß man ihnen in die Karten schaut.

Möchtest Du, liebe Freundinn, meine

wahrhaft treue Gesinnung nicht verkennen! Möchtest Du Dich überzeugen, daß ich es nicht bloß wohl mit Dir meine, sondern daß mein Rath auch gewiß heilsam und der Einzige ist, den Du befolgen mußt, wenn Du Dich nicht in endlose Verwirrungen verflechten willst! Ich wünsche Dein Glück, es liegt mir am Herzen. Das glaube fest!

Mir geht es übrigens leidlich. Mitten unter dem Jammer und dem Wehklagen meiner Landsleute habe ich das Mittel gefunden, mir eine angenehme Existenz zu verschaffen und die Heiterkeit meines Geistes zu behaupten. Fierolles seufzt noch immer, wenn man überhaupt sagen darf, daß ein Franzose seufze, und ich habe nicht so bald Lust, diese Seufzer zu verstehen. Nur der unbefriedigte Wunsch kann die Männer festhalten. Wer weiß, was geschähe, wenn er sich erst am Ziele sähe? Und dienen muß er mir. Es ist wahrhaftig die einzige Möglichkeit, sich in den gegenwärtigen Verhältnissen mit einiger Annehmlichkeit zu bewegen, wenn der Commandant der feindlichen Truppen, die drückend auf den Nacken der Einwohner liegen, mit uns allein in gutem, ja in untergeordnetem Vernehmen steht. Du erräthst wohl, daß ich die Mit-

theilungen über Lothar von ihm habe. Die Verbindung, welche ſich vor zwey Jahren zwiſchen ihnen in Italien anknüpfte, dauert ununterbrochen fort, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Lothar nicht in Geheim eine wichtigere Rolle ſpielte, als ſeine herrenloſe Exiſtenz und ſeine ſcheinbare Verachtung aller bürgerlichen Verhältniſſe vermuthen laſſen. Ich weiß nichts; aber ich habe hier und dort Spuren, und endlich hat mein Tact in ſolchen Dingen mich ſelten getäuſcht. Doch das, liebe Sally, behalte bey Dir! In dem Lande, in dem Du Dich jetzt aufhältſt, wäre es nicht rathſam, wiſſen zu laſſen, daß man etwas von geheimen Verbindungen mit der großen, gefürchteten und gehaßten Nation ahne, und ich will Niemand in Verlegenheit bringen. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 30sten August 1810.

Du siehst, ich bin in der Heimath. Es ist nicht ohne einigen Kampf und ohne sehr trübe Stunden abgegangen, aber es ist geschehen. Ich fühle mich ruhig, ja zufrieden, und ich hoffe, es soll hier bald Alles wieder in sein altes Geleise kommen.

Es hatte mich viele Überwindung gekostet, Rosalien den Entschluß, nach Hause zu kehren, den ich nun einmahl für gut und nothwendig erkannte, anzukündigen. Ich konnte voraussehen, daß es sie tief kränken würde; darum wollte ich es auf die schonendste Art thun, und den besten Moment ergreifen. Aber es war, als legten mir unsichtbare Mächte ein Hinderniß nach dem andern in den Weg. Einen Tag war sie nicht wohl,

den andern hatten unangenehme Nachrichten von einer Freundinn, an deren Schickſal ſie Antheil nahm, ſie verſtimmt. Ich konnte unmöglich ſo unzart ſeyn, und ihr in ſolchen Stunden etwas verkündigen, was das leicht verletzte Herz noch mehr verwunden mußte. So verging ein Tag nach dem andern. Endlich war ich entſchloſſen, da Leonorens Wunſch, nach Hauſe zu kommen, mir ſo gerecht ſchien, auf jeden Fall mit Roſalien zu reden, als — ich weiß nicht mehr, wer — über der Tafel erzählte, daß in ein Paar Tagen ihr Geburtstag gefeyert werden würde. Dieſe Neuigkeit traf mich ſehr unerwartet und ſehr unangenehm; denn ſie zwang mich, entweder Roſalien, die mir ſchon öfter davon geſprochen hatte, wie ſehr ſie ſich mit kindlichem Sinn auf ihren Geburtstag oder andere Feſttage freue, und wie viel Werth es für ſie habe, ſolche Tage mit denen zuzubringen, die ihr am liebſten ſind, aufs Bitterſte zu verletzen, oder mit Leonoren nochmahl von einem Aufſchub zu ſprechen. Beydes war mir gleich ſchwer; doch, Roſalie war kränklich, und Leonore, das glaubte ich mir in ihre ſtillgefaßte Seele verſprechen zu können, hatte mehr Kraft, eine Verneinung zu tragen.

Dießmahl hatte ich mich verrechnet. Ich ſagte

es ihr, ſo freundlich und ſchonend als möglich, und ich verſchwieg ihr auch den wahren Beweggrund nicht; denn ich wollte ſie nicht täuſchen, da ſie ihn doch ſpäterhin würde haben errathen können. Sie hörte mich ſchweigend an, ein jähes Zucken um die Lippen zeugte von dem Schmerz nochmahl getäuſchter Hoffnung; auch glaubte ich ſie erbleichen zu ſehen. Doch ſie ſchwieg, und ſagte erſt nach einer Weile mit Faſſung, aber mit einer Stimme, deren Zittern ich, trotz ihrer Anſtrengung, ſich zu beherrſchen, bemerken konnte: Wie du willſt, mein Kind! Du mußt am beſten wiſſen, ob deine Gegenwart noch ſo lange auf Roſenſtein entbehrt werden kann. Hiermit wendete ſie ſich ab, kramte in ihren Arbeiten und ging bald darauf aus dem Zimmer.

Ich fühlte, was ich gethan hatte, obwohl ich noch nicht beſtimmt unterſcheiden konnte, ob bloß der vereitelte Wunſch der Rückkehr, oder etwas Anderes ſie tiefer ſchmerzte. Meine Gedanken verwirrten ſich, mein Gefühl war aufgeregt, je unbeſtimmter, deſto ſchmerzlicher. Ich hatte mein gutes Weib gekränkt, und vielleicht den Keim eines unglücklichen Verdachts in dieſe reine, mir ſo ganz offene Bruſt geworfen.

Mißmuthig rief ich nach den Pferden. Ich

mußte hinaus ins Freye, in den Wald, in den Frieden der Natur, der allein mir den des Gemüths wiederſchaffen konnte. Ich ließ das Pferd laufen, wohin es wollte, es hätte mich an einen Abgrund, in ein Waſſer tragen können. Mein Georg rief mich zur Beſinnung zurück. Ich ſah mich tief im Dickicht, nicht weit von mir einen Abſturz, unter welchem ein Gießbach tobte. Ich warf mein Pferd herum, den Rückweg zu ſuchen; aber es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Gegend erkannte und die Straße fand, die durchs Waldthal nach ** bad zurückführte.

Die ſchöne Welt war bereits auf ihrem Sammelplatze. Ich wollte ausbeugen und vorüberreiten; aber Norbeck hatte mich von fern erkannt, und mir laut, daß Jedermann es hören konnte, über den Bach hinüber zugerufen, daß Alles in das Gartenhaus ginge, wo Roſalie ihnen etwas Neues von ihrer Arbeit vorzuleſen verſprochen habe.

Wir traten in den Saal. Roſalie in einem unendlich reizenden, mahleriſchen Anzug ſaß auf dem Sopha, den Arm auf die Kiſſen geſtützt. Die Sybille von Guercino! rief Lothar enthuſiaſtiſch, indem er hinter mir eintrat. Als es ſtille geworden war, las ſie uns mit ihrer lieb-

lichen Stimme ein wunderschönes Gedicht von der Nymphe des Brunnens, das sie nach der hier bekannten Volkssage mit unendlich viel Phantasie bearbeitet hatte. Man mußte es aber von ihr selbst, mit dem Zauber ihrer Stimme und mit der zarten Verschämtheit vortragen hören, die dem etwas gewagten Unternehmen einen holden Schleyer überwarf, um die ganze Kraft der Dichtung zu fühlen. Ein allgemeiner, ungestümer Beyfall ward ihr zu Theil; sie aber wußte bescheiden und lieblich das Gespräch bald auf ganz gleichgültige Gegenstände zu lenken. So kam es, weiß Gott wie? auf die Blumen, und sie erzählte, daß sie vorgestern in dem benachbarten Schlosse gewesen, und eine Blumenerscheinung gehabt habe, die sie sich noch nicht zu erklären wisse.

Sie beschrieb eine Pflanze mit langen, schmalen, grünen Blättern, aus deren Mitte ein schlanker Schaft emporsteigt, der auf vielen schöngebogenen, zarten Stengeln blaßblaue Blüthen umherträgt. Ich errieth, daß es der Agapanthus war, der jetzt noch selten und nur in wenig Gärten zu finden ist. Aber sie sprach so schön! Die Blume schien ihr so viel Freude gemacht zu haben! Und morgen war ihr Geburtstag! Mein Vorsatz war gefaßt.

Am andern Morgen ritt ich mit dem Frühesten nach dem bewußten Schloſſe. Eine unſelige Verkettung von Umſtänden mußte es fügen, daß der Obergärtner nicht zu Hauſe war, und die Geſellen nicht wagten, das ſchönſte Exemplar, das ich erhandelt hatte, ohne ſein Vorwiſſen wegzugeben. Ich bezahlte alſo den Preis, bezeichnete ihnen Roſaliens Wohnung, und befahl, die Blume, ſobald der Meiſter eingewilligt haben werde, zu ihr zu tragen. Dann beſorgte ich noch einige Geſchäfte, und kam um eilf Uhr nach Hauſe. Stelle Dir die Überraſchung vor! Die Blume ſteht in meinem Beſuchzimmer. Leonore tritt mir todtbleich, aber mit heiterer Freundlichkeit, entgegen und ſagt mir, man habe die Blume hierhergebracht, weil der Gärtnerjunge mich wohl gekannt, aber den Nahmen der Dame vergeſſen habe, zu der er ſie hätte tragen ſollen.

Es wird für die Sarewsky ſeyn, vermuthe ich, ſetzte ſie hinzu, als ich noch verwirrt und ſtumm daſtand: Ganz * * bad weiß, daß heute ihr Geburtstag iſt. Aber es iſt eilf Uhr. Wir müſſen eilen, ſie hinzuſenden, und ich glaube, es wäre doch hübſcher, du thäteſt ſie in dieſen Topf. Es ſieht ſchicklicher aus. Sie wies mir einen ſchönen Blumentopf von Porzellan, den ich ihr

jüngſt mit Blumen gegeben, und der nebſt ihrer kleinen Gärtnergeräthſchaft ſchon auf dem Tiſche bey dem Agapanthus ſtand.

Mit dieſen Worten ging ſie von mir, der nichts zu erwiedern vermochte, an den Tiſch, und fing an, ſehr geſchickt die unglückſelige Blume von einem Topf in den andern zu ſetzen. Ihre Hände zitterten, und um ihre Lippen zuckte eine ſchmerzliche Bewegung, die ein Lächeln ſeyn ſollte, und wie ein Weinen ausſah. Nun konnte ich es nicht länger aushalten. Ich eilte auf ſie zu, ſchloß ſie heftig in die Arme und rief: Leonore! Kannſt du mir verzeihen? Sie wendete ſich um. O Gott! O Gott! rief ſie. Ihre Thränen brachen hervor, ſie umſchlang mich feſt und ließ nun dem lange verhaltenen Schmerz freyen Lauf. Aber kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über ihre Lippen, nur ihre Thränen ſtrömten unaufhaltſam. Dieſe allein, und ihr Zittern zeigten von dem Zuſtande ihres Herzens, den ihr Benehmen mir hatte verbergen ſollen.

Als ſie ſich erhohlt hatte — ach es bedurfte einer Weile dazu, während der ſie beynahe ohnmächtig an meiner Bruſt lag — ſah ich die Anſtrengung, mit der ſie ſich zu faſſen ſtrebte. Liebes Kind! hub ich an: Wenn es dir recht iſt, ſo

gehen wir morgen nach Rosenstein zurück. Nun war ihr Gesicht plötzlich verwandelt. Ein Strahl der höchsten Freude brach aus den schönen dunkeln Augen. Sie ergriff meine Hand, und drückte sie mit schwärmerischer Begeisterung an ihre Lippen. O wie schön war sie in diesem Augenblicke!

Was thust du? rief ich: Du mir danken? »Ja, lieber Ludwig, und zwar von ganzem Herzen, und recht innig; denn ich fühle den ganzen Umfang des Geschenks, das du mir hiermit machst.« Hierauf schlang sie noch einmahl mit heiterem Lächeln ihren Arm um meine Schulter, küßte mich auf die Lippen und sagte: Aber nun laß uns auch nicht versäumen, was wir der Artigkeit gegen unsre Freunde schuldig sind! Sie schellte, befahl dem Bedienten die Blume in meinem und ihrem Nahmen zu Frau von Sarewsky zu tragen, und fügte Visitkarten und unsere Glückwünsche zum Geburtstag hinzu.

Gleich darauf trat Norbeck ein. Wir machten ihn mit unserem Entschluß bekannt. Er stutzte, er wollte abrathen, zureden. Ich blieb unerschütterlich, und er ging endlich, die Neuigkeit, wie ich vermuthen konnte, im Park und in allen Häusern der Bekannten zu verbreiten. Im Grunde konnte sie Niemanden befremden; denn daß

wir nächſtens abreiſen wollten, war längſt bekannt, und nur der Tag nicht beſtimmt. Doch wußte ich Ein Herz, welches dieſe Nachricht ſchwer verletzen würde, und deſſen Zufriedenheit ich doch nicht um Leonorens Ruhe erkaufen durfte. Ich wünſchte ſie ihr ſelbſt zu hinterbringen. Leonorens zartes Gefühl verſtand mich ohne Worte. Sie trat auf mich zu und ſagte: Du wirſt wohl noch einige nothwendige Gänge vor unſerer Abreiſe haben; ich will mich indeß auch umſehen und zum Einpacken anſchicken. Ich ſah ſie an. Mein Blick mochte ihr mehr geſagt haben, als Worte zu thun vermögen. Als ich ſprechen wollte, legte ſie mir mit anmuthigem Lächeln die Hand auf den Mund: Stille! Stille! ſagte ſie: Jetzt kein Wort mehr vom Vergangenen! Wir gehen nach Roſenſtein.

Ich ging auf mein Zimmer, und überlegte, was, und wie ich es Roſalien ſagen ſollte. Ein Geſchäftsmenſch trat ein, und hielt mich mit einem unausweichlichen Geſpräch ziemlich lange auf. Als ich ihn endlich losgeworden, war es Ein Uhr, und ich flog zu Roſalien. Sie war plötzlich krank geworden, ſie nahm keinen Beſuch an. War das Zufall? Hatte Norbeck ſchon geplaudert? Ich habe es nicht erfahren.

Leonore schien nicht mißvergnügt, als sie mich so schnell wiederkommen sah; doch als sie erfuhr, daß Rosalie krank sey, sah ich eine sichtliche Beklommenheit sich ihrer bemächtigen. Ihr Gemüth war durch den Gedanken an sie beunruhigt, sie begegnete mir mit verdoppelter aber schüchterner Liebe, und über Tisch, als die Kinder aufgestanden waren, reichte sie mir die Hand, und sagte: Glaubst du wohl, daß wir heute mit dem Einpacken fertig werden? Und wäre es nicht besser, die Wägen auf übermorgen zu bestellen?

Ich fühlte den ganzen Edelmuth ihres Benehmens, aber ich erkannte auch, was ich thun sollte. Ich bestand auf der Abreise. Wir endigten die Mahlzeit bald. Ich half Leonoren beym Einpacken, und ich habe sie lange nicht so liebenswürdig in ihrer anmuthigen Geschäftigkeit gefunden. Gegen Abend machten wir unsere Abschiedsbesuche. Wir fuhren auch bey Rosalien vor, und sie nahm uns an. Blaß und erschöpft lag sie auf dem Sopha, es waren mehrere Personen zugegen, der unglückliche Agapanthus stand auf dem Spiegeltische. Sie empfing uns mit ungemeiner Freundlichkeit, dankte uns Beyden in den liebreichsten Ausdrücken für das Geschenk,

und erhob die Schönheit der Blume, und ihre Freude daran mit kindlich warmem Gefühle; aber der Ton ihrer Stimme, die sterbenden Blicke des schönen Auges, die zuweilen mit klagendem Ausdruck auf mich fielen, zeigten deutlich, wie schmerzlich ihr Herz berührt war. Leonore kürzte den Besuch ab, und trachtete unter dem Vorwand vieler Geschäfte nach Hause; mir aber ließ sie völlige Freyheit, zu thun, was ich wollte. Ich fühlte ihre Absicht, aber mein Entschluß war fest. Ich ging, und schrieb an Rosalien, so ruhig und doch so herzlich, als ich es vermochte. Ich setzte ihr die Unumgänglichkeit meiner plötzlichen Abreise aus häuslichen Rücksichten und mit einem glaublichen Vorwande auseinander, Leonorens gedachte ich mit keiner Sylbe.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Rosalien habe ich nicht wieder gesehen.

Hier hat mich gleich eine Menge durch lange Abwesenheit gehäufter Geschäfte empfangen. Ich habe sehr viel zu thun, und bin dessen froh. Im raschen Wirken und Schaffen fühlt sich die echte Kraft, und vergißt sich mancher thörichte Gedanke. Auch ist es ein belohnendes Gefühl, am Schlusse jedes Tags, jeder Woche

auf das Geſchehene zurückzublicken, und ſich ſagen zu können: Das haſt du geleiſtet! So, denke ich, wird bald Alles wieder in ſein altes, gutes Geleiſe kommen, und ich im thätigen Streben für das Wohl meines Hauſes und meiner Unterthanen den beſten Wirkungskreis für meine Kraft, in ihrer Anhänglichkeit und meiner Familie Liebe den ſchönſten Lohn meiner Mühe finden. Leb wohl!

Siebenzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

** bad den 2ten September. 1810.

Es iſt lange, liebe Schweſter, daß Du auf eine Antwort von mir warten mußteſt. Meine Zeit war in den vorigen Wochen ſehr beſetzt, und Alles um mich her zu unruhig, als daß ich die ſtille Muße zum Briefſchreiben hätte finden können. Frau von Sarewsky war ſehr krank, ja noch mehr als krank, ſie war unglücklich, und ich durfte ſie wenig verlaſſen. So verſchieden unſere Weiſe zu denken iſt, ſo ſehe ich doch, daß meine Gegenwart nicht bloß durch freundliche Hülfsleiſtungen, ſondern auch durch Geſpräch und Theilnahme beruhigend auf ſie wirkt. Dieſe Bemerkung, die keine Eitelkeit, ſondern lange Überzeugung mir aufgedrungen hat, wird mir nun zur Verbindlichkeit, dieſem unruhigen, mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt lebenden Weſen ſo

viel zu seyn, als ich kann; denn Vermögen ist Pflicht, habe ich einst in einem berühmten Buche gelesen.

Die Ursache ihrer Krankheit und Verstimmung ist nun freylich von der Art, daß ich sie nicht billigen, und kaum entschuldigen kann; aber sie ist nun einmahl, wie sie ist, und kein Zureden würde sie umstimmen. Darum mache ich auch keinen Versuch mehr hierzu, und sehe sie beständig als ein Wesen an, das, durch sein Übel von dem richtigen Gesichtspuncte weggeschoben, die Dinge um sich her und seine Beziehung zu ihnen nie im wahren Lichte sehen kann. Solche Epochen aber, wo, wie jetzt, ein äußerer Sturm das ohnehin leicht bewegte Gemüth verheerend aufregt, erscheinen mir als Verschlimmerungen des gewöhnlichen Zustandes, und fordern mein Mitleid doppelt auf.

Ich muß auf eine kurze Zeit zurückgehen, um Dir von den mancherley kleineren und größeren Quellen ihrer jetzigen Leiden einen richtigen Begriff zu geben. Vor einigen Wochen kam ein Fremder hierher, der sich als Declamator ankündigte, und diese Kunst, die ich für etwas sehr Untergeordnetes und höchstens für ein gesellschaftliches Talent halte, zu seinem Beruf ge-

macht hatte. Sein Beyſpiel zündete wie ein electriſcher Funke. Alles fing an zu declamiren, und Fräulein Ida gab uns bald, eine Probe ihres Talents. Sie lud eine zahlreiche Geſellſchaft, um ſie zu bewundern, und Roſalie, obwohl ſie nicht ganz wohl war, ging doch hin, um die Gräfinn nicht glauben zu machen, als wolle ſie ihr nicht gern auch ihren Theil des Lobes zollen. Das Fräulein declamirte mit Pomp und Anſtalten. Eine klingende Stimme und ein verſtändiger Vortrag erwarben ihr allgemeinen Beyfall. Man ſah ihr ihren Triumph an, der noch dadurch vergrößert wurde, als meine arme Dame, die wirklich das Geräuſch und die Menge der Menſchen ſehr angegriffen hatten, den Sallon verlaſſen, und in einem entfernten Kabinett Dunkelheit und Stille ſuchen mußte. Fahrnau war ſehr um ſie beſorgt, und ich ſah, wie ſeine Ängſtlichkeit ihr wohl that; ich wußte aber auch, daß Ida nun nichts anders glauben würde, als daß Neid und Kränkung über ihren Triumph die arme Sarewsky krank gemacht haben.

Wirklich verſäumte ſie nicht, dieſe Anſicht in verdeckten Redensarten hier und da durchſchimmern zu laſſen. Hatte Roſalie dieß erfahren? Hatte ſie ſich vorgeſetzt, die Stolze zu

demüthigen? Oder war wirklich die Luſt, ſich ebenfalls zu verſuchen, in ihr geweckt worden? Genug, ſie fing an, ſich hierin im Stillen zu üben. Sie hatte ein ſehr ſchönes Gedicht unter der Feder, das ſie vollendete, und es oft in einſamen Stunden ſich ſelbſt oder mir vortrug. Ihr feines Gefühl ließ ſie den wahren Weg zum Herzen finden, ihr gebildeter Verſtand lehrte ſie den gehörigen Wechſel der Töne anbringen, ihre rührende Stimme regte die tiefſte Empfindung auf, und ihre ſchöne Geſtalt vollendete den Zauber. Eines Abends, als ſich die ſchöne Welt in dem Waldthale verſammelt hatte, wußte ſie es, wie zufällig, bekannt zu machen, daß ihr Gedicht, von dem man wußte, daß es in der Arbeit ſey, nun vollendet wäre. Man drang natürlich in ſie, es vorzuleſen. Sie hatte es nicht bey ſich, ich mußte zurückfahren, um es aus ihrem Schreibtiſche zu hohlen, und nun trug ſie es vor. Es war allerdings etwas ganz Anderes, als jene kaltverſtändige Predigt der O'born, und verhielt ſich ungefähr ſo dazu, wie die Statue des Pygmalion vor und nach der Belebung. Ein unbändiger Beyfall, tief aus dem Herzen, ungeheuchelt und ungezwungen, ſtrömte ihr von allen Seiten als Dichterinn und Declamatrice zu. Das

Fräulein war rein vergessen, und ich sah auch Wolken über ihr Gesicht fliegen und Blitze aus ihren Augen flammen, die mich an einem so jungen Mädchen erschreckten.

Fahrnau war im eigentlichen Sinne bezaubert. Ich konnte es ihm dießmahl weniger verdenken; denn vorausgesetzt, daß sich ein Mann über die Öffentlichkeit und Productionslust seiner Geliebten hinwegsetze, war sie wirklich in diesen Momenten unwiderstehlich.

Indessen kam der Tag der Abreise Fahrnau's, der schon öfters hinausgeschoben worden war, immer näher. Rosalie zitterte davor, denn sie liebt ihn wirklich mit glühender Leidenschaft. Sie sah den Augenblick der Trennung herannahen, ohne ihrer Sache in seinem Herzen sicher zu seyn, und sie hoffte noch immer auf einen glücklichen Moment, der ihm ein Geständniß entreißen, oder auf irgend eine Art ihr Gewißheit geben sollte.

Vielleicht hatte sie diese Wirkung von der Rührung und Feyer ihres Geburtstags erwartet, der vor sechs Tagen fiel. Ich fand sie seit dem Morgen in einiger Spannung. Es kamen viele Besuche, Alles beeiferte sich, den schönen Tag mit Wünschen und Gaben zu feyern. Fahrnau erschien nicht, und stelle Dir die Bestür-

zung der Armen vor, als gegen zwölf Uhr sein Bedienter ein prächtiges Exemplar eines Agapanthus, und von Baron und Baroninn Fahrnau Karten und Glückwünsche brachte. Ihr böses Schicksal schien sie mit kaltem Finger zu berühren. Sie erstarrte, sie wurde bleich. Ich sah, was in ihr vorging, und, so wenig ich billigen konnte, was sie zittern machte, fühlte ich doch tiefes Mitleid mit ihr.

Was ist das? sagte sie endlich mit bleichen, zuckenden Lippen: Was soll mir das, Mathilde?

Vielleicht eine Ungeschicklichkeit des Bedienten, oder auch — Leonore war immer artig gegen Sie —

O nein! nein! rief sie schmerzlich: Das ist nicht, wie es seyn sollte!

Ich war noch beschäftigt, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, als Graf Norbeck eintrat, und sehr mißmuthig erzählte, wie er eben von Fahrnau's komme, die ihre Abreise nun fest auf morgen bestimmt hätten. Das ist bloß Leonorens Betrieb! fuhr er brummend fort: Ich kenne das; sie hat sich nur aus Gefälligkeit für ihren Mann entschlossen, die Reise zu machen, und ist nie gern hier gewesen. So fuhr er fort, sich über Leonoren zu beklagen, und ich war froh,

daß er in seinem Eifer die Wirkung nicht sah, welche seine Nachricht auf Rosalien hatte. Sie wurde todtenbleich, ihr erloschenes Auge starrte vor sich hin, und nur durch den Geruch von Cölnischem Wasser hielt sie ihre Lebensgeister aufrecht. Aber nun kamen immer mehr Besuche und Glückwünschende, und als sie es noch ungefähr eine Stunde mit aller Anstrengung ausgehalten hatte, mußte sie sich zurückziehen und aufs Bett legen. Thränenströme machten dem gepreßten Herzen Luft, und durch Ruhe und einige Arzeneyen erhohlte sie sich so weit, daß sie im Stande war zu sprechen, und etwas zu sich zu nehmen. Man brachte ihr die Karten derjenigen, die in diesen Paar Stunden da gewesen waren, und Fahrnau's Karte war dabey.

Jetzt überflog eine Purpurgluth ihr Gesicht, und ein heftiges Zittern folgte darauf. War das ein Abschiedsbesuch? Würde er ihn wiederhohlen? Es war doch zu hoffen, daß er sich nicht von ** bad entfernen würde, ohne sie noch einmahl zu sehen. In dieser Vermuthung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um aufzustehen; aber sie machte keine Anstalten, ihn allein zu sprechen, woraus ich mit Vergnügen abnahm, daß Fahrnau sich noch nicht so weit vergessen und in ein

Verſtändniß mit ihr eingelaſſen hatte. Sie mußte, um ihn zu ſehen, für Jedermann zu Hauſe ſeyn. So kamen denn Nachmittags unter mehreren Andern auch Fahrnau mit Eleonoren.

Die beyden Frauen nahmen ſich ſehr gut gegeneinander, und auch er konnte wohl Jeden täuſchen, der nicht vom Stande der Dinge unterrichtet war. Mir entging ſeine Spannung nicht. Spät Abends kam ein Brief von ihm, in welchem er mit achtungsvoller Rückſicht die Motive ſeiner ſchnellen Abreiſe aus dringenden Geſchäften, die ſeine Gegenwart zu Hauſe forderten, entwickelte, und als die Urſachen ſeines Briefes den Wunſch angab, ſich bey Frau von Sarewsky über dieſen plötzlichen Entſchluß zu entſchuldigen, und die Unmöglichkeit, da er ſie heute nicht allein zu treffen hoffen durfte, dieß mündlich zu thun.

Roſalie war vernichtet. Der ruhige und doch freundliche Ton des Briefes zeigte ihr, daß kein Mißverſtändniß, ſondern bloß Zufall, oder Liebe zum Rechten dieſen Schritt veranlaßt hatte, und ſie warf ſich mit Thränen an meine Bruſt. Ach! rief ſie aus: Wenn das keine unſelige Verkettung von Zufälligkeiten iſt, ſo iſt er für mich verloren! Aber er hat nach

ſeiner Überzeugung gehandelt, und ich liebe ihn heißer als je!

Dieſe Worte, ſo ſchmerzlich ſie der Armen abgepreßt waren, gaben mir die angenehme Verſicherung, daß in ihrer Bruſt die Achtung für die Tugend noch ſtärker war, als ihre Eitelkeit. Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und hielt treu bey ihr aus, als Fahrnau's Abreiſe am nächſten Morgen jeden letzten Schein von Hoffnung verlöſchte, und ihr gebrochenes Herz in Jammerlauten und Thränen ſich zu erleichtern ſuchte.

Doch hoffte ich, es würde ſich Alles nach und nach wieder geben, wenn nur erſt die Stärke des erſten Eindrucks nachgelaſſen hätte, als die Bosheit giftiger Zungen aus den Vorfällen dieſer Tage, ſo ſtückweiſe, wie ſie ihr erſchienen, ein niederträchtiges Gewebe von Lügen ſchmiedete, in welchem Fahrnau als ein unter dem Pantoffel ſtehender Ehemann, die würdige Leonore als eine honnette Diableſſe, wie ſie Moliere nennt, erſchienen, und Roſalie eine eben ſo lächerliche als zweydeutige Rolle ſpielte. Du kannſt Dir vorſtellen, wie ſehr meine arme Dame hierunter litt, als dieſes Gerede durch eine jener unſeligen Klatſcherinnen, die von Hauſe zu Hauſe Neuigkeiten ſammeln, herumtragen, ſie verun-

ſtalten und mit giftigen Zuſätzen begleiten, ihr zu Ohren gekommen war. Aber es ſtand ihr noch Ärgeres bevor; denn es erhoben ſich bald, ohne daß es möglich war, die Quellen zu entdecken, noch andere und noch nachtheiligere Gerüchte. Alte, halbvergeſſene Züge aus ihrem früheren Leben, manche Spuren unverzeihlicher Schwächen, die ich bisher ſelbſt nicht kannte, wurden hervorgezogen, und vor Allem die Geſchichte ihrer erſten Ehe, die nun freylich aus dem Geſichtspuncte, wie die Welt ſie kennt, ein höchſt nachtheiliges Licht auf ſie wirft. Gott weiß, woher der Neid und die Verläumdung alle dieſe Notizen nehmen, und wie viel daran wahr, oder erdichtet ſeyn mag! Kurz, Roſalie ſieht ſich überall von dieſen giftigen Pfeilen verfolgt, und eine unſelige Neugier treibt ſie, jedem ſolchen Geſchwätz nachzuſpüren. Seitdem ihre Feinde das wiſſen, ermangeln ſie nicht, ſo viel als möglich iſt, uns auf allerley Weiſe davon in Kenntniß zu ſetzen. Roſalie leidet unbeſchreiblich, ſie kämpft zwiſchen dem Stolz, ihren Gegnern nicht zu weichen und durch ihre ſcheinbare Gleichgültigkeit die falſchen Gerüchte Lügen zu ſtrafen, und zwiſchen der Sehnſucht, allen dieſen Qualen durch eine ſchnelle Abreiſe zu entfliehen.

Bey dieſen Umſtänden weiß ich nicht, wie lange wir noch hier bleiben werden. Ich will ſie nicht drängen und ſie zu nichts veranlaſſen; ihr gequältes, gejagtes Herz mag ſich ſelbſt den Weg zur Ruhe ſuchen. Leb recht wohl!

Achtzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 29ſten September 1810.

In den ſtillen Umgebungen meines vorigen glücklichen Daſeyns, angenehm beſchränkt durch den beſtimmten Kreis meines häuslichen Wirkens, fühle ich wieder den ſtillen Frieden in meinem Inneren, der eine Zeitlang von mir gewichen war, und ſehe mit Dank gegen Gott, und mit Zuverſicht auf ſeine Vatergüte, die uns weit über Verdienſt liebt und ſegnet, einer ruhigen Zukunft entgegen. Ich bin, meine liebe Schweſter, einem großen, einem ſehr gefährlichen Sturm entgangen. Gott hat mich geſtärkt und gehalten. Jetzt, am ſicheren Ufer, blicke ich mit geheimer Freude, doch nicht ohne Schauer auf die empörten Wellen zurück, und ermeſſe an dem Unglück, dem ich entronnen bin, dankbar

das Glück, das ich genieße. Was das geweſen, kann ich Dir jetzt noch nicht ſagen, denn es iſt Alles noch zu neu, und der Eindruck in den Gemüthern noch zu friſch. Wenn erſt Wochen und Monathe darüber werden hingegangen ſeyn, werde ich Dir, meiner liebſten, von der Natur gegebenen Freundinn, Alles aufrichtig erzählen. Nur aus beſtimmter Entfernung nimmt ein Gemählde ſich aus. Da treten die Gegenſtände in die richtigen Verhältniſſe, und Licht und Schatten vertheilen ſich gehörig. Eben ſo iſt es mit der Erzählung vergangener Begebenheiten, bey denen wir ſelbſt ein mitwirkender oder mitleidender Theil waren. Die Zeit muß uns erſt auf den rechten Standpunct ſetzen, die allzufriſchen Eindrücke müſſen verwiſcht, die aufgeregten Gefühle zur Ruhe geſprochen und das Andenken vergangener Kämpfe nicht zur Anreizung des Schmerzens, ſondern zur ſtillen Luſt werden. Bis dahin, liebe Clara, dringſt Du nicht in mich, und kümmerſt Dich nicht bey den albernen Gerüchten, die Dir etwa der Ruf zugetragen hat. Glaube mir! Die Menſchen, wie ſie ſich an Badeörtern, und überhaupt in der großen Welt zuſammendrängen, ſind nicht darnach, um beſſere Seelen zu verſtehen, Reizbarkeit von Schwä-

che, unbewachte Augenblicke von absichtlichen Vergehen zu unterscheiden, und vor Allem nicht an die Macht des Willens in einem edlen Herzen zu glauben, weil sie selbst in dem Staub, worin sie kriechen, keines hohen Gedankens fähig sind.

Seit vier Wochen sind wir hier. Es ist in unserer Abwesenheit Manches versäumt worden; aber es ist auch erstaunlich, was Ludwig in der kurzen Zeit seines Hierseyns geschafft, und ich möchte sagen, geschaffen hat. Er ist den ganzen Tag in Feld und Wald thätig. Seine Gegenwart belebt Alles, sein Beyspiel, sein liebreich ernstes Betragen hält Jeden in Pflicht und Liebe rührig und fest. Mittags und Abends kehrt er zurück. Ach jedes Wiederkommen ist eine frohe Epoche, der Weib und Kinder mit Verlangen entgegensehen, und die einen hellen Strahl in mein stilles, einförmiges Leben wirft! So wechseln Pflichten und Genüsse, Arbeiten und Freuden ab, und seit ich das verworrene Treiben der Frauen in der großen Welt näher gesehen habe, preise ich das Loos einer ordentlichen Hausfrau doppelt selig. Ja, nicht allein über jenes zwecklose Haschen nach Vergnügen, das mit Selbstpeinigungen der Eitelkeit und unreinen Leiden-

ſchaften wechſelt, möchte ich das Schickſal der Frauen, wenn ſie ſich in ihrem von Gott angewieſenen Kreiſe halten, erheben, auch ſelbſt über das Loos der meiſten Männer darf ich es, glaube ich, ohne Übertreibung preiſen.

Schon von der Natur iſt uns, wir mögen in welchem Stande es immer ſey, geboren werden, unſer einziger Beruf feſt und unwandelbar vorgezeichnet. Die Fürſtentochter, wie das Bauernmädchen, die Erbinn von Millionen, wie die arme Magd, ſind von Gott in Eine Bahn gewieſen, Gattinnen, Hausfrauen, Mütter zu werden. Indeß die unſchlüßigen Ältern für den Knaben zwiſchen mehreren Berufsarten lange wählen, die Anlagen des Sohnes und die äußeren Verhältniſſe oft im Widerſpruch ſtehen, und nur gar zu leicht eine unglückliche Wahl getroffen werden kann, hat uns die wohlwollende Natur auf einen ſicheren Felſen unwandelbarer Feſtigkeit gerettet, und Ältern können nicht irren, wenn ſie die Töchter aufs Beſte zu der einzigen Beſtimmung, die ihnen offen ſteht, bilden, und ſie fähig machen, ſie genügend auszufüllen.

Und wie ſchön iſt nicht dieſe Beſtimmung! Laſſe ſich doch keine Frau von dem unruhigen

Streben manches wilderen Geiſtes unter ihrem Geſchlecht und von den Klagen Anderer, die es nicht verſtehen, ſich in ihre Pflichten zu fügen, hinreißen, das Loos des Weibes als etwas Beſchränktes anzuſehen, oder wohl gar in die alten, aber darum nicht gegründeteren Ideen mancher Männer einzugehen, als wäre das weibliche Geſchlecht an Geiſtesgaben dem ſtarken weit untergeordnet, und darum zu wünſchen, als Mann geboren zu ſeyn. Iſt denn ein unbedeutendes Wirken in unſere Hand gelegt, wenn uns die Vorſicht die erſte Pflege, Bildung und Veredlung der werdenden Menſchheit anvertraut hat? Iſt das Gute, das eine rechtſchaffene Mutter wirken kann, nicht unmittelbarer, bleibender und ſicherer, als was der Staatsmann und Held zu erringen ſtrebt, und ſelten oder nie in der reinen Geſtalt, worin es ihm vorſchwebt, zu erreichen im Stande iſt? Die guten Grundſätze, die die tugendhafte Mutter in das Herz ihres Sohnes pflanzt, treiben in folgenden Jahren köſtliche Früchte, die ferne Geſchlechter pflücken. Die wohlerzogene Tochter wird auch die Enkelinn wohl erziehen, und dem noch nicht gebornen Jüngling iſt ſo eine treffliche Gattinn, ſeinen Kindern eine liebevolle Mutter bereitet. Das

Alles kann eine gute, verſtändige Mutter wirken. Und welchen Einfluß hat ihr Betragen auf das Herz des Mannes, auf ſeine Stimmung? O Schweſter! Wie mancher Mann von guten Anlagen wurde durch eine unglückliche Ehe hart und wild? Wie manches Band, das wir gewaltſam zum allgemeinen Ärgerniß zerriſſen ſehen, hätte bewahrt, und der Gatte im Geleiſe ſeiner Pflicht erhalten werden können, wenn die Frau ſich klug und würdig zu benehmen gewußt hätte! Ja, ich wage gegen Dich auszuſprechen, was, wenn ich es vor Andern meines Geſchlechts ſagte, heftigen Widerſpruch erfahren würde: An dem Unglück der meiſten Ehen tragen die Frauen die größte Schuld. Nicht, als ob ich die Männer für den beſſeren Theil hielte, ſondern weil ich innig überzeugt bin, daß eine verſtändige und liebende Frau unendlich viel vermag, und weil das Ausbeugen und Zuvorkommen von der Natur, den Geſetzen und der Religion uns zugewieſen iſt. Iſt dieſe Pflicht, weil ſie ſchwerer iſt, darum minder ehrenvoll? Wohl glänzt ſie weniger; aber wenn wir darüber ordentlich nachdenken, werden wir ſelbſt in ihrer Schwierigkeit und ihrem Nutzen ihre Würde erkennen und lieben lernen.

Der Herbſt iſt heuer bereits bey uns eingetreten. Der Himmel hängt voll Nebel und die nächſten Berge ſind uns oft kaum ſichtbar. Das ſchließt mich mit den Kindern noch mehr ins Haus ein. Die Herbſtarbeiten beginnen, wir müſſen Vorräthe einbringen, aufbewahren und uns einwintern. Ich bin dadurch mehr von der äußeren Welt abgezogen, und auf den Umkreis des Schloſſes beſchränkt; und wenn Ludwig Abends manchmahl durchnäßt nach Hauſe kommt, empfangen ihn ſchon freundliche Wärme am Franklinofen und geſelliges Kerzenlicht. Wenn ihm die Kinder die Hauskleider bringen, die Pfeife zutragen, die naſſen Gewänder fortſchaffen, er uns freundlich dankend liebkoſet, dann in unſerm Kreiſe ſitzt, beym Wohlgeruch des Kaffehs, der vor uns dampft, ein heimliches Geſpräch zwiſchen uns waltet, der Vater mich Rechenſchaft von dem Verhalten der Kinder ablegen läßt, und mit einem ſeelenvollen Blick alles mich ſie zufrieden in ſeine Arme ſchließt, in mir und außer mir Alles ſo ſtill, ſo genügend iſt — liebe, wer kann dann glücklicher ſeyn, als Deine Schweſter? Ja, ich habe nur Ein Gebeth: um Demuth und um Dauer des Glücks, das ich genieße. Leb wohl!

Alles kann eine gute, verständige Mutter wirken. Und welchen Einfluß hat ihr Betragen auf das Herz des Mannes, auf seine Stimmung? O Schwester! Wie mancher Mann von guten Anlagen wurde durch eine unglückliche Ehe hart und wild? Wie manches Band, das wir gewaltsam zum allgemeinen Ärgerniß zerrissen sehen, hätte bewahrt, und der Gatte im Geleise seiner Pflicht erhalten werden können, wenn die Frau sich klug und würdig zu benehmen gewußt hätte! Ja, ich wage gegen Dich auszusprechen, was, wenn ich es vor Andern meines Geschlechts sagte, heftigen Widerspruch erfahren würde: An dem Unglück der meisten Ehen tragen die Frauen die größte Schuld. Nicht, als ob ich die Männer für den besseren Theil hielte, sondern weil ich innig überzeugt bin, daß eine verständige und liebende Frau unendlich viel vermag, und weil das Ausbeugen und Zuvorkommen von der Natur, den Gesetzen und der Religion uns zugewiesen ist. Ist diese Pflicht, weil sie schwerer ist, darum minder ehrenvoll? Wohl glänzt sie weniger; aber wenn wir darüber ordentlich nachdenken, werden wir selbst in ihrer Schwierigkeit und ihrem Nutzen ihre Würde erkennen und lieben lernen.

Der Herbſt iſt heuer bereits bey uns eingetreten. Der Himmel hängt voll Nebel und die nächſten Berge ſind uns oft kaum ſichtbar. Das ſchließt mich mit den Kindern noch mehr ins Haus ein. Die Herbſtarbeiten beginnen, wir müſſen Vorräthe einbringen, aufbewahren und uns einwintern. Ich bin dadurch mehr von der äußeren Welt abgezogen, und auf den Umkreis des Schloſſes beſchränkt; und wenn Ludwig Abends manchmahl durchnäßt nach Hauſe kommt, empfangen ihn ſchon freundliche Wärme am Franklinofen und geſelliges Kerzenlicht. Wenn ihm die Kinder die Hauskleider bringen, die Pfeife zutragen, die naſſen Gewänder fortſchaffen, er uns freundlich dankend liebkoſet, dann in unſerm Kreiſe ſitzt, beym Wohlgeruch des Kaffehs, der vor uns dampft, ein herzliches Geſpräch zwiſchen uns waltet, der Vater ſich Rechenſchaft von dem Verhalten der Kinder ablegen läßt, und mit einem ſeelenvollen Blick auf mich ſie zufrieden in ſeine Arme ſchließt, in mir und außer mir Alles ſo ſtill, ſo genügend iſt — o Liebe, wer kann dann glücklicher ſeyn, als Deine Schweſter? Ja, ich habe nur Ein Gebeth: um Demuth und um Dauer des Glücks, das ich genieße. Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schweſter.

**ß den 12ten October 1810.

Noch ganz betäubt und müde von endloſem Herumlaufen und Fahren, ſetze ich mich hin, Dir von einem Ereigniß Nachricht zu geben, das mich und Alle, die uns kennen, in das höchſte Erſtaunen geſetzt und zu den ſeltſamſten Gerüchten Anlaß gegeben hat. Du wirſt meinen Brief aus ** bad erhalten haben*), worin ich Dir meldete, daß Frau von Sarewsky für gut befunden hat, das Bad zu verlaſſen und vor der Hand hierher zu ziehen. Einen Beweggrund zu der Wahl unſers jetzigen Aufenthalts konnte ich wohl errathen. Roſenſtein liegt näher von hier, als von der Reſidenz, wo ſie den Winter zuzubringen entſchloſſen war; und es iſt erſtaunlich, mit wel-

*) Er kommt nicht vor.

chem allmächtigen Zauber dieſer Mann ihr ganzes Weſen aufgeregt, und feſt an ſich gezogen hat. Doch ſah ich nicht, daß irgend ein Schritt geſchah, ſich einander wieder zu nähern, und ich hoffte, die neuen Umgebungen, die wirklich ſchöne Gegend, Zeit und Entfernung ſollten nach und nach das aufgereizte Gemüth wieder zur Ruhe bringen. Meine Hoffnungen waren eitel. Die mannigfachen Erſchütterungen und Kränkungen, die ſie in ** bad hatte erfahren müſſen, hatten ihr Innerſtes aufgerieben, und ſelbſt die Anſtrengung, mit der ſie ſich dort im Angeſichte ihrer Gegner aufrecht hielt, trug zur Verſchlimmerung ihres Zuſtandes bey. Hier, in der völligen Ruhe des neuen Wohnorts, brach nun die langgehaltene Kraft zuſammen, und ſie wurde ernſtlich krank. An eine augenblickliche Gefahr war zwar nicht zu denken; aber es ſchien ein langſames Hinſiechen zu werden, das mir bange machte. So vergingen einige Wochen, und, was ihre Seele litt, konnte ich wohl errathen, obſchon ſie nicht davon ſprach. Da fiel ihr unglücklicher Weiſe, als ſie ſich um der Zerſtreuung willen ihre Bücher hatte bringen laſſen, und ſie zu ordnen beſchäftigt war, ein Band von Herders Schriften in die Hand, den ſie von Fahr-

nau erhalten, ihm zurückzuſtellen vergeſſen hatte, und der nun mit den übrigen Büchern angekommen war. Ich ſah ſie die Farbe wechſeln, als ſie das Buch erblickte, ſie verſank in tiefes Nachſinnen, ließ bald darauf die andern Bücher alle wegtragen, und übergab ſich einem träumeriſchen Gefühl, das die lebhafte Erinnerung an jene Zeit in ihr aufgeregt hatte.

Von dem Augenblicke an fand ich ſie verändert. Es war eine Unruhe, eine Haſt in ſie gekommen, die ich mir nicht zu erklären wußte. In wenigen Tagen darauf, als wir mit einigen Fremden zu Tiſche ſaßen, brachte man ihr einen Brief. Ihr Geſicht überzog ſich mit dem höchſten Purpur, ihre Hand zitterte, eine heftige Erſchütterung faßte ihr ganzes Weſen; doch that ſie ſich Gewalt an, ruhig zu ſcheinen, und das ziemlich anziehende Geſpräch fortzuſetzen. Aber es ging nicht. Wie mit magnetiſcher Gewalt zog das Papier, das uneröffnet auf ihrem Schooße lag, ſie an, ihre Gedanken verwirrten ſich, die unruhige Spannung wurde ihr zu mächtig, ſie entſchuldigte ſich, und eilte hinaus, vermuthlich um zu leſen.

Wir erwarteten ſie. Sie kam nicht. Ich ſchickte heimlich einen Bedienten, um nachzuſehen. Sie

war in ihrem Kabinett und die Thüre verſchloſſen. Einige Zeit darauf trat die Kammerjungfer ein, und flüſterte mir ins Ohr, die gnädige Frau ſey ſo unwohl, daß es ihr nicht möglich wäre, am Tiſche zu erſcheinen. Das traf mich wie ein Donner. Was mußte der unſelige Brief enthalten haben? Ich machte, ſo gut es gehen wollte, die Geſellſchaft mit dem Vorfall bekannt, ſah, daß trotz meiner Verſicherung von öfteren Zufällen dieſer Art die Gäſte etwas ungläubig blieben, und Alle, wie ich, den Brief als die Grundurſache dieſer unerwarteten Erſcheinung anſahen. Man empfahl ſich bald, und ich eilte zu meiner Dame.

Ich fand ſie in Thränen ergoſſen und erſchöpft auf ihrem Ruhebette, aber über die Urſache dieſes Zuſtandes und über den Brief äußerte ſie ſich nicht. Gegen Abend wurde ſie übler. Auch ihr Gemüth war auf das lebhafteſte ergriffen und in ſeltſamer Spannung und Unruhe. Sie ſchien über einem großen Entſchluß zu brüten. Am dritten Tage endlich kündigte ſie mir an, daß ſie nach Italien reiſen würde. Ich ſollte alle Anſtalten treffen, Päſſe, Wagen u. ſ. w. müßten in zehn Tagen in Ordnung ſeyn. Während dieſer Zeit würde ſie noch eine kleine Reiſe

zu einer Freundinn in das Gebirg machen, um ihre Geſundheit zu ſtärken, dann wiederkommen, und mich abhohlen. Die ganze Sache kam mir ſeltſam vor. Ich verſuchte es, ihr Einwürfe zu machen wegen der kurzen Zeit zu den Vorbereitungen, und ihrer ſchwachen Geſundheit, und hoffte dadurch die Urſache ihres plötzlichen Entſchluſſes, und den Nahmen und Wohnort der Freundinn zu erfahren, von deren Daſeyn in dieſer Gegend ich nie etwas gehört hatte. Sie wußte klug auszuweichen, ſie hatte auf Alles Antworten, nur nicht auf das, was ich wiſſen wollte, und ſo erfuhr ich nichts. Aber am Abend des folgenden Tages fuhr ſie, nur von einem Bedienten und einer Kammerfrau begleitet, im ſchlechteſten Herbſtwetter, bey Nebel und Regen mit Poſtpferden ab. Ich traf am andern Morgen alle Anſtalten, die ſie mir aufgetragen. Am zehnten Tage war Alles zu unſerer Abreiſe in Bereitſchaft, und ich erwartete ſtündlich meine Dame. Es vergingen aber der eilfte, der zwölfte Tag, nun endlich ſechzehn, und ſie kommt nicht, ſie ſchreibt nicht, ich weiß nicht, wo ſie iſt, ob ſie noch iſt und was ihr Schickſal ſeyn mag. Daß mich dieſer Zuſtand unausſprechlich ängſtet, kannſt Du Dir denken. So lange es meine Unruhe und

der Anſtand erlaubten, verbarg ich dieß ſeltſame Außenbleiben vor der Welt; als dieß aber nicht mehr möglich war, fing ich theils ſelbſt unter der Hand an, Nachſuchungen anzuſtellen, theils von den Behörden, an die ich mich in Geheim wandte, anſtellen zu laſſen. Auf der zweyten Poſt war ihre Spur verloren. Weiter hin im Gebirge, gegen die Gränze zu, hatte eine elegante Reiſecalleſche mit ein Paar Männern, deren Weſen etwas fremdartig ſchien, von einem Bedienten begleitet, einiges Aufſehen erregt.

War das meine Dame geweſen? Hatte ſie nebſt der Kammerfrau Männerkleider angezogen? Wohin ging ihr Weg? Das ſind lauter unerörterte Fragen, die ſich mir raſtlos aufdrängen, und die kein Menſch zu beantworten vermag. Seit ſieben Tagen lebe ich in unruhiger Bewegung, ſeit drey Tagen laufe ich in Einem fort herum, und ſuche bey Bekannten und Unbekannten irgend eine Nachricht von ihr, oder doch irgend eine Möglichkeit, das Räthſel zu löſen, und dieß Herumlaufen und Sprechen mit ſo vielen fremden Menſchen iſt mir in meiner jetzigen Lage äußerſt peinlich. Ich weiß nicht, wie ich mich dabey verhalten, was ich auf tauſend neugierige Fragen und ſehr natürliche Vermu-

thungen erwiedern ſoll. Kurz, ich bin in einer ſehr unangenehmen Stimmung. Doch habe ich endlich den Entſchluß gefaßt, noch ein Paar Tage zu warten, und wenn auch dann noch keine Nachricht kommt, an Roſaliens Beſtellten in der Reſidenz, der ihre Gelder und Geſchäfte beſorgt, zu ſchreiben, und mir, da ich nichts eigenmächtig thun will, von ihm Verhaltungsregeln auszubitten. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Sarning im Gebirg den 10ten October 1810.

Der Regen strömt, die Nebel hängen tief ins Thal herab, ein kalter Windhauch sauset durch den Wald, der Gießbach stürzt mit wildem Getöse über das Wehr des Eisenhammers, und vor den Fenstern der niederen Hütte erhebt sich schroff der nackte Fels, der herüberdrohend, o wie leicht! den morschen Bau unter seinen Trümmern begraben könnte. Kein Sonnenstrahl erhellt die trübe Kluft, seit drey Tagen nur Nebel, Sturm und Graus, und dennoch, dennoch, Bertha, bin ich selig, seliger, als ich je in Palästen und großen Städten, oder auf den lachenden Fluren Italiens war! Diese Hütte des Eisenarbeiters ist ein Götteraufenthalt, ein Sonnenstrahl aus himmlischen Räumen hat sie erhel-

let und erfüllt, ringsum lacht Eden, die Gegend iſt wunderſchön, die Witterung mild, denn ich bin in ſeiner Nähe, ich habe ihn geſprochen, und ich darf, ich darf hoffen!

Du lieſeſt dieſe Zeilen und ſtehſt verwundert, ob Deine arme, kranke Freundinn nicht auch vielleicht geiſteskrank geworden iſt? Nein, Bertha! Ich bin ganz bey Sinnen, aber ich bin glücklicher, als ich noch je auf dieſer armen Erde war!

Sechs Wochen ſind es nun, ſeit ich mein Leben in dumpfer, düſtrer Schwermuth hinſchleppte. Wie mir damahls war? O verlange es nicht zu wiſſen! Du haſt aus jener Zeit keinen Brief von mir, denn ich konnte nicht ſchreiben, und hätte ich gekonnt, ich wollte doch nicht. Zu was das Bezeichnen eines Zuſtandes, der geſtalt- und formlos, wie ein wüſter Abgrund, ewig unbildſam und öde, nicht wie das Chaos einer gährenden, ſich geſtaltenden Welt, nein, wie das Grauen der leeren Unendlichkeit um mich lag?

Soll ich Dir ſagen, daß das Leben mich anekelte? Das wäre ein altes, verbrauchtes Wort. Ich fühlte nicht einmahl den Ekel mehr, ich fühlte nichts, nichts, als die gränzenloſe Einöde

des ringsumher Weggebrochenen, Abgefallenen, mich ſelbſt allein, und oft mich ſelbſt nicht mehr!

Meine Geſundheit war ganz zerſtört. Nur an Leiden und Schmerzen empfand ich, daß ich noch war.

Kennſt Du das Bild von der Seele des gerichteten Toa aus Klopſtocks Meſſiade?

Sie war allein, war
Ganz von allen Weſen verlaſſen, war nicht in der Schöpfung.
— — — — — Sie dachte wie ehmahls, auch konnte
Sie ſich bewegen; doch blieb, auch bewegt, ſie ſtets in der Öde.
Ach, vor ihr war jeder Schauplatz neuer Erkenntniß
Weggeſunken, ſie hatte nur Voriges, nur ſich ſelber!

Ein gräßliches Bild! — Und es war meines!

Kann wohl die ewige Weisheit einem Geſchöpfe zürnen, wenn es in der Todesangſt nach dem rettenden Faden greift? Und kann die ſtrengſte Tugend ein jammerndes Weſen verdammen, das aus bodenloſem Elend aufſtrebt? So floh ich hierher. Ach hier, in dieſen Wäldern, in dieſen Felſen ward mir wohl, nur weil ich da war! Du glaubſt nicht an Sympathie, liebe Bertha! Dir iſt jene ewige Wahrheit ein Traum, daß zwey Weſen ſich als die getrennten Hälften eines Ganzen fühlen können, und es auch ſind.

Wohl! Nenne es einen Traum! Aber nun erkläre mir, warum die Nähe des geliebten Wesens, selbst die unbekannte, ungeahnete, so zauberhaft auf uns wirkt, warum auch körperlich das Blut dort leichter wallt und die Brust sich freyer hebt, wo jenes Wesen athmet, sein Hauch die Lüfte füllt, sein Geist Gedanken ausströmt, die unmittelbar, wenn auch unbewußt, die unsrigen berührend, Gefühle wie Funken herausziehn, daß wir betroffen zusammenfahren vor dem plötzlichen Strahl, bis endlich die matte Wirklichkeit, langsam nachschleichend, uns zeigt, daß Alles, was uns erhob und begeisterte, die Wirkung der unbekannten Nähe des Geliebten, die Ausströmung des Geistes unsers zweyten Ichs war?

So fühlte ich. Und ach, als er vollends erschien!

Die Nachricht, daß eine fremde, unbekannte Dame, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, seit acht Tagen in dieser Gegend lebe, und das Haus des Eisenarbeiters auf der Wegscheide oben im Wald bewohne, machte, so sehr ich mich zu verbergen suchte, Aufsehen in der stillen Berggegend. Du kannst nicht glauben, wie beglückend einsam und ein-

fach das Leben dieſer Menſchen, und ſein ſchönes Leben iſt. Neugier — o nein, laß mich ein heiliges Gefühl nicht läſtern! — Ahnung war es, was ihn am zehnten Tage auf einer Jagd in dieſen Wald und in die Hütte ſeines Unterthans führte. Er trat ein. Die hohe Geſtalt mußte ſich unter der niedrigen Thüre bücken. Die Sonne meines Lebens ging auf, das große, freundliche Auge fiel auf mich, ich ſchwankte und fühlte, daß ich erblaßte. Er ſtand ſtumm. Eine Purpurgluth ſchoß über ſein Geſicht, ſein Blick ſtrahlte im erſten Augenblick, im zweyten heftete er ihn zu Boden. Was dann vorging, weiß ich nicht. Ich ſank auf einen Stuhl, es flirrte mir vor den Augen. Als ich mich wieder beſann, ſtand er vor mir, eine meiner zitternden, eiskalten Hände zwiſchen den ſeinigen haltend, die ebenfalls bebten. Ich konnte nicht ſprechen, aber ſein großes Auge, aus der Umſchattung der dunkeln Wimpern hervorblickend, lag lange, ſehr lange mit unbeſchreiblichem Ausdruck auf mir.

Wie ſoll ich mir dieſe Erſcheinung erklären, gnädige Frau? ſagte er endlich: Wie ſind Sie hierher gekommen?

Ich ſah ihn an. Bertha! Was ſollte ich antworten? Es war Etwas in ſeiner Frage, das

mir den Hals zuſchnürte. So, ſo hätte er nicht fragen ſollen! Was ihm mein Blick geſagt haben mochte, weiß ich nicht. Er ließ meine Hand fahren, und ſtand eine Weile mit geſenktem Haupte vor mir. Dieſes Schweigen, dieſer Empfang regten unwillkührlich ein Gefühl auf, das ich ſonſt wohl gekannt, das aber, gegenüber von Fahrnau, ſich noch nie in meiner Bruſt geregt hatte. Ich ſtand ſtolz und kalt auf und ſagte: Es iſt ein ſeltſamer Zufall, Herr von Fahrnau! Meine Geſundheit machte mir das Athmen der Gebirgsluft nothwendig, der Arzt drang in mich, die letzte Zeit des ſinkenden Jahres zu benützen, und dieſer Mann war mir bekannt. Das iſt das Wort des Räthſels.

Er ſchwieg noch immer. Jetzt wand ſich ein tiefer, langer Seufzer aus ſeiner Bruſt, ſein Auge hob ſich wieder und ruhte auf mir. Dann blickte er um ſich her, auf die kahlen Wände, die niedrige Decke, das Geräth, das mich umgab, und das freylich mit einigen von mir mitgebrachten Stücken in dem ſchneidendſten Contraſte ſtand.

Und in dieſer ärmlichen Hütte wohnt Roſalie? ſagte er endlich. Ein feines Roth überzog ſeine Wangen und eine liebenswürdige Verle-

genheit ſchien auszudrücken, was er zu ſagen zu zart war, aber es ſpiegelte ſich in ſeinen Blicken. Sein Auge fiel unendlich freundlich, beynahe zärtlich auf mich: Kann das zarte, hohe Weſen ſich in dieſer Wildniß gefallen?

»Man kann Alles, was man ernſtlich will, und der Gott in unſerm Buſen gebeut.«

Er ſchien vor dem Verſtehen dieſes Gedankens betroffen. Gnädige Frau! rief er: Ich glaube, es iſt nicht gut, daß wir uns hier, daß wir uns je gefunden! Er ergriff ſeinen Hut, und entfernte ſich nach wenigen Augenblicken.

Ich hatte ihn ganz verſtanden. Kein Gedanke kann in ſeiner Bruſt emporkeimen, der nicht in demſelben Augenblick vor meiner Seele ſtände. Dieſe Beſtürzung, dieß raſche Forteilen erſchreckten mich nicht. Ich hatte den Kampf in ſeinem Innern erkannt und — vorhergeſehen. Sein ſchönes Herz iſt zu rein, um nicht von einem Vorurtheile, das es lange werth hielt, ſchmerzlich befangen zu werden, wenn eine neue, heiligere Macht es abzuſchütteln befiehlt, und die ſchwachen Fäden des unhaltbaren Bandes verletzen doch die zarte Fühlbarkeit dieſer Seele, wenn ſie ſich erhebt, ſie zu durchreißen.

Aber das Gewaltſame der Scene hatte mich

ſehr angegriffen. Ich fühlte mich krank, und gab mir keine Mühe, wie ich ſonſt gethan, wenn ich unter theilnahmloſen Menſchen lebte, es zu verbergen. Ich legte mich bald, und fühlte mich auch am nächſten Morgen noch ſehr ſchwach. Das Wetter war entſetzlich, ein Orkan heulte durch die engen Felſenſchluchten, praſſelnder Regen ſtürzte auf das niedrige Hüttendach und von da lärmend auf das Steinpflaſter des Hofes. Ich verließ das Bett nicht. Ein Jäger von Fahrnau kam, ſich um das Befinden der fremden Dame zu erkundigen. Meine Kammerfrau gab Beſcheid. Hatte ſie aus Liebe zu mir die Gefahr bedeutender geſehen? Hatte ſie nach Gewohnheit der Menſchen ihres Standes ſich wichtig zu machen geſucht, indem ſie Wichtigeres verkündigte? — Genug, in zwey Stunden trat Ludwig in mein Zimmer. Die Tropfen rieſelten aus ſeinen braunen Locken und aus der ſchneeweißen Halsbinde, die der Mantel nicht ganz bedeckt hatte.

Mein Gott! Sie ſind krank! rief er, indem er auf mich zueilte, und meine Bläſſe und Erſchöpfung die unbeſonnene Antwort der Dienerinn zu beſtätigen ſchienen.

Jetzt iſt mir beſſer! ſagte ich, richtete mich auf und ſtützte mich auf die Kiſſen. Ach, ich

hätte so gern mehr gesagt! Mein Herz wallte über von Freude; aber sein düsterer Blick scheuchte das vorschnelle Wort zurück.

»Krank! Und hier, in diesem Hause, in dieser unfreundlichen Jahrszeit!«

Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich die Übertreibung der guten Anne schalt. Nach und nach schien er sich auch zufrieden zu geben, und der Zwiespalt in seinem Innern sich zu legen. Das war's, was ich erreichen wollte, und es fing an, mir zu gelingen. Er setzte sich vor mein Bett, ich nahm mein Tuch und drückte das Wasser aus seinen Haaren, ich bath ihn, das nasse Halstuch abzulegen, und schlang unter lieblichem Kosen und Scherzen eines meiner feinsten Indischen Musselintücher um seinen Hals. O, Bertha! Welche selige Tändeley! Welche paradiesischen Momente! Abgelöst von allen irdischen Verhältnissen, nur Mensch zum Menschen, nur liebendes Wesen zum Geliebten, empfanden wir uns in der reinen Glückseligkeit des goldnen Zeitalters, das einst die ganze Menschheit beglückte, und das jetzt noch jeder bessere Mensch aus seinem Inneren, wenn auch nur auf kurze Zeit, hervorzuzaubern im Stande ist.

Seitdem ist er zweymahl hier gewesen, aber

nicht ſchnell hintereinander. Ich laſſe das hingehen, denn ich will nichts übertreiben. Nach und nach muß ſein Herz ſich doch zurecht finden, und der Gedanke ſich in ſeinem Geiſt entwickeln, daß unſre Liebe, rein und himmliſch, kein irdiſches Band zerreißt, und keine Pflicht verletzt. Ich will ja nichts, als ſeinen überirdiſchen Theil, der mein war, ehe wir in dieſe Hüllen eingeſchloſſen wurden; ich fordere nur mein Eigenthum zurück, das ich geſucht und erkannt habe, und nun nicht mehr laſſen will und kann.

Ich bin weder leichtſinnig, noch verrucht, und ich habe ſtrenge Rückſprache mit meinem Gewiſſen gehalten. Ich will ihn Eleonoren nicht rauben. Was ſie an ihm hat, mag ſie behalten; ja, in mancher Stunde, wenn die Phantaſie auf ihren Schwingen mich über die ſchwere Erde und ihre beengenden Verhältniſſe erhebt, meine ich oft, es ließe ſich Vieles machen, und ich könnte mit ihm und Eleonoren zuſammenleben. Ich möchte wie Göthe's Cäcilie ſagen: Stella! Nimm die Hälfte deſſen, der ganz dein iſt! — O nimm ihn ganz! darf ich ſprechen: Was er dir iſt, ſey er dir fürder, bleibt er doch wieder ganz mein!

Meine Geſundheit geht ſeitdem viel beſſer,

ich athme Eine Luft mit ihm, und höre täglich von ihm reden. Die guten Bauersleute ehren und lieben ihn als ihren Vater und Herrn. Du ſollteſt aber auch ſehen, wie er mit ihnen umgeht! So freundlich, und doch ſo hoch! So mild, und ſo würdig! Und das iſt nicht etwa Abſicht, oder Vorſatz; es ſtrömt aus ſeinem Inneren, es iſt der Ausdruck ſeines reichen Gemüths.

Vielleicht ſehe ich ihn heute. Ich habe Dir geſagt, daß das Wetter abſcheulich iſt. Der annahende Winter tobt ſchon in dieſen rauhen Felſenthälern, und das niedrige Haus iſt dunkel vor Nebel und Regen; aber Er wird es betreten, Sonnenklarheit wird ſich ergießen, und eine Stunde himmliſcher Seligkeit wird mich auf Engelsfittigen emportragen!

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 12ten October 1810.

Sechs Wochen sind es jetzt, daß ich wieder in meiner Heimath ruhig und vergnügt an meines guten Weibes Seite lebte. Die Stürme, welche jene Auftritte in ** bad erregt hatten, fingen allmählig an, sich in meiner Seele zu legen, Thätigkeit, Geschäfte, und vor Allem die Erkenntniß von Leonorens hohem Werth belebten mein Wesen, und erhielten es in angenehmer, befriedigender Spannung, kurz, ich war sehr glücklich. Da kommt vor drey Wochen unvermuthet ein Paket an mich, von Rosaliens Hand überschrieben. Es enthielt ein Buch, das ich ihr geliehen und sie mir zurückzustellen vergessen hatte, und einen Brief. Bruder! Welch einen Brief! Man muß, wie sie, die lebhafteste

Dichterphantaſie mit der heftigſten Leidenſchaftlichkeit vereinigen, um ſo ſchreiben zu können. Er enthielt zwar kein Wort der Beziehung auf mich, dennoch verſtand ich ihn nur zu gut.

Mein Entſchluß, wie ich ihn beantworten ſollte, war ſchnell gefaßt, obwohl ich mich des tiefſten Mitleids für die Unglückliche nicht erwehren konnte. Ich ſchrieb achtungsvoll, ausführlich, aber ruhig, und hoffte, daß hiermit Alles und für immer abgethan ſeyn ſollte. Kaum zehn Tage nach der Abſendung dieſes Briefes fing ſich ein Gerücht an zu verbreiten, daß eine fremde, vornehme Dame mit einer geringen Begleitung ſich eine Stunde von hier bey dem Wegſcheidebauer für einige Wochen eingemiethet habe. Ich achtete nicht darauf; nur fand ich den Einfall ſonderbar, in der jetzigen rauhen Jahrszeit und ſo kurz vor dem Anfange des Winters ſich noch aufs Land und ins Gebirg zu begeben. Ein Paar Tage nachher ſchien Leonore nachdenklicher als ſonſt zu werden, und ihre liebevolle Freundlichkeit gegen mich ſich zu verdoppeln. Oft ſah ich ihr Auge, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, mit wehmüthigem Ausdruck auf mich geheftet. Ich befragte ſie; ſie wollte aber von keiner Veränderung wiſſen, die in ihr vorgegangen

ſeyn ſollte. Indeſſen kam der Mann, bey dem die Fremde wohnte, zu mir. Der kleine Wildbach neben ſeinem Hauſe treibt einen Hammer, auf dem er Stangen ſchmiedet. Ein Waſſerguß hatte vor einiger Zeit die Wehre beſchädigt; er bath mich um Unterſtützung, damit er den Schaden beſſern und ſein Gewerbe forttreiben könnte. Ich ging hinauf, und wollte, nachdem ich Alles ſelbſt beſehen hatte, wieder umkehren, als der Mann mich mit einer ſeltſamen Art bath, doch auch ſeine Wohnung zu beſichtigen. Stelle Dir mein Erſtaunen, meinen Schrecken vor — denn das war bey Gott das erſte Gefühl, welches mich übermannte — als ich Roſalien in der fremden Dame erkannte! Sie ſchien weniger über meinen Anblick betroffen. Das Ganze kam mir wie eine angeſponnene Sache vor, und ſo ſchön, ſo liebend ſie ausſah, und ſo ſehr ſich mir auch das Bewußtſeyn aufdrängte, warum ſie hier ſey, ich riß mich los, und verließ ſie etwas ſchnell und rauh.

Im Heimreiten aber fing die Art, wie ich ſie verlaſſen hatte, dennoch an, mir in der Seele zu wurmen. Ich war nicht nur nicht zärtlich, ich war kaum artig geweſen. Das verdroß mich, nicht bloß, weil ich es gegen eine edle — —

Frau an dem pflichtgemäßen Betragen hatte fehlen laſſen, ſondern, weil dieſe Rauheit mir eine verächtliche Zuflucht ſchien, hinter die ſich meine Schwäche zu verſtecken nöthig gefunden hatte. — So war ich denn noch ſchwach, und das reizende Weib in ihrem Unglück und ihrer unverhohlnen Liebe für mich noch eben ſo gefährlich, als vorher in ** bad!

Unzufrieden, ärgerlich über Roſalien und über mich ſelbſt, mochte ich mich nicht ſogleich mit Leonoren zuſammenfinden. Ich ritt auf einem Umweg nach Hauſe, und ſie empfing mich mit jener ſtets gleichen Heiterkeit, die Kummer, Beſorgniß, ja ſelbſt eine Krankheit nur leiſe zu überſchleyern, nie zu verſcheuchen vermögen, weil ſie nicht die Fröhlichkeit des jugendlichen Herzens, oder eines leichten Sinnes, ſondern der innere Frieden eines ſtillen Gemüths iſt, das, ſtets mit ſich und ſeiner Pflicht, und darum mit Gott einig, wie ein ſanftes Mondlicht über der Sommernachtgegend ſchwebt. Ich nahm mir zwar feſt vor, Roſalien nur dann wiederzuſehen, wenn ich mußte; aber ich wollte ſie hierüber ſowohl als über mein plötzliches Fortgehen verſtändigen, und ein ſolcher Brief war, das ſah ich wohl ein, nicht ſobald geſchrieben. Daher

ſchickte ich, um meine Unart vom geſtrigen Tage doch einigermaſſen gut zu machen, den Jäger nach Sarning hinüber, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Sie war krank, bedeutend krank. Sie lag in der ärmlichen Hütte, ohne andere Bedienung, als die ihrer ältlichen, etwas einfältigen Kammerfrau, ohne ärztlichen Beyſtand, und von allen Bequemlichkeiten entblößt, die ihr ſorgenfreyes Verhältniß und ihre Kränklichkeit ihr längſt zum Bedürfniß gemacht haben.

Die Kammerfrau ließ mich durch den Jäger um Gottes Willen bitten, ſie doch zu beſuchen, und ihre Dame nicht in dieſer Einöde hülflos zu laſſen. Ich konnte mich nicht entziehen, und beſchloß daher auf der Stelle hinüber zu reiten.

Es war ein ſchreckliches Wetter. Leonore ſchien mit Befremden zu hören, daß ich ganz allein ausreiten wollte. Eine ſchnelle Wolke flog über ihr Geſicht. Ob ſie etwas ahnete, weiß ich nicht. Sie blieb und bleibt ſich immer gleich, und ich fand es bisher fürs Beſte, ihr von Allem nichts zu ſagen, und das Gewitter, das dem Frieden ihrer ſchönen Seele und unſerm häuslichen Glücke zu drohen ſchien, ihr unbewußt über ihr Haupt wegzuführen. So ſuchte ich

eine wahrscheinliche Entschuldigung, und flog nach Sarning.

Rosalie lag zwar zu Bette, aber nur die Einfalt und Anhänglichkeit der Kammerfrau konnten sie hier Gefahr fürchten lassen. Wie sie mich empfing, wie sie sich gegen mich betrug, o Bruder! das rief alle Kräfte meines Inneren auf, um zu widerstehen und ruhig zu bleiben. Wäre sie mein Weib, meine Braut gewesen, es wäre eine Stunde der höchsten Seligkeit in dieser holden Liebeständeley dahingeschwunden! So mußte ich aber für sie und mich Ruhe und Kälte behalten, und dem Zauber kräftig entgegenstehen, der mich in Blicken, Tönen, und Worten immer enger und gewaltiger zu umstricken drohte.

Sehen werde ich sie nur selten, das habe ich ihr ganz offen gesagt. Sie ließ es sich gefallen, obwohl ich, wie sie sagt, dadurch den schönsten Frühling ihrer Hoffnungsblüthen verheere. Kein Vorwurf und keine Bitterkeit kommt über ihre Lippen. Diese Sanftmuth ergreift mich tiefer und rührt gefährlicher an mein Herz, als alle ihre Liebkosungen und ihr reizendes Getändel. Sie ist so dankbar für Alles! Ein Besuch, ein Blick, ein Blumenstrauß kann sie glücklich

machen, ihr zartes Gefühl nährt ſich tagelang daran, und ihr Geiſt findet darin, was er wohl ſelbſt nur aus der Fülle ſeines inneren Reichthums hineinlegt. Sie liebt mich wirklich, ſie leidet durch dieſe Liebe unendlich, ſie leidet mit der ſanftesten Geduld, und ich muß es ſeyn, der alle dieſe Stacheln in ihr Herz drückt. Aber ich will und werde Leonoren nicht kränken, und Liebe und Ehre ſollen auch künftig allein meine Schritte leiten. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 18ten October 1810.

Du beklagſt Dich, theure Schweſter, über die Kürze und den düſteren Ton meiner beyden letzten Briefe. Ich bin mir nicht bewußt, in einer anderen Stimmung geſchrieben zu haben, als ſonſt; denn meine Laune iſt immer gleich und immer heiter. Wenn ich aber nicht immer Zeit finde, längere Briefe zu ſchreiben, ſo bedenke, daß die Geſchäfte in einer Landhaushaltung viele Zeit wegnehmen, daß ich viel mit meinen Kindern bin, und endlich, daß Pinſel und Pallete doch auch zuweilen mächtig an mein Herz ſprechen. Oft, ach, weit öfter, als ich ſollte, gebe ich dieſen ſanften Lockungen Gehör. Ich ſetze mich hin, an der Spitze meines Pinſels entblüht eine Welt, unſchuldiger und ſchmerzloſer,

als die wirkliche um mich her, und ich kann in ſelige Vergeſſenheit verſinken. Wenn die blühenden Farben auf der reichen Pallete mir entgegenſtrahlen, wenn ihre Töne zart auf der Leinwand verſchmelzen, die ſanften Umriſſe ſich lieblich ſchwingen, nirgends eine Härte oder Schärfe erſcheint, und alles ſo weich, ſo warm und innig vor mir ſteht, o dann verſchwinden auch die Härten und Schärfen der wirklichen Welt aus meinem Blick, und es iſt mir in ſolchen Stunden, als könne es nirgends anders ſeyn, als auf meinen Bildern.

Ich habe die Skizzen von zwey Gemählden entworfen, deren Gegenſtand aus der Geſchichte des Cyrus genommen iſt. Das erſte ſtellt Panthea vor, wie ſie von ihrem Gemahl Abradates vor der Schlacht Abſchied nimmt. Mit den ſchönen Waffen und dem goldnen Helm geſchmückt, die ſie ihm heimlich bereitet und angelegt, ſteht er in dem Ausdruck des Helden und des Liebenden vor ihr, empfängt mit Einer Hand von dem Wagenführer die Zügel des Wagens, den er ſo eben beſteigen will, und legt die andere auf Panthea's Haupt, ihr ſchwörend, daß er in ſeiner Pflicht ſiegen oder ſterben werde. Die zweyte Skizze ſtellt ſie vor, wie ſie am Ufer des

Paktolus den Leichnam ihres, im Kriege für seinen Freund Cyrus gefallenen, Gemahls in ihren Armen hält, und dieser, von einigen Kriegern begleitet, sich ihr von Weitem mit allen Zeichen der tiefsten Rührung nähert. Ich vertiefe mich mit Lust in diese beyden Darstellungen. Es gibt ja nichts Höheres, als reine, eheliche Liebe, nichts Glückseligeres, aber auch nichts jammervolleres, als ein treu liebendes Weib. Es war nicht meine Absicht, aber Abradates trägt auf dem ersten Bild Fahrnau's Züge. Sie kamen von selbst an der Spitze des Pinsels zum Vorschein. Auf dem zweyten hielt mich im Anfang eine ängstliche Ahnung ab, sie darzustellen. Ach, ich konnte mir Ludwig nicht als todt vorstellen, ohne daß mein Innerstes erschüttert würde! Nun aber habe ich es doch gethan. Die Ähnlichkeit ist zwar nicht auffallend, aber für mein Auge und Herz ist sie es genug.

So stellt das erste Bild die höchste Glückseligkeit des Weibes in der zärtlichen Liebe und dem Ruhme ihres edlen Mannes, das zweyte den tiefsten Jammer eines weiblichen Herzens dar. Und doch! So bejammernswerth Panthea hier am Ufer des Paktolus erscheint, die Leiche desjenigen auf dem Schooß, der ihr, dem Sie

Alles war, ſo gibt es doch noch einen dunkleren Grad des Schmerzens, als den der armen Panthea. Ach, dieſe ſchönen, nun für immer geſchloſſenen, Augen würden, wenn ſie ſich wieder öffnen könnten, liebend an ihren Blicken hangen! Dieſe Hand, die, vom Arm getrennt und nur durch Panthea's Mühe wieder ſcheinbar mit demſelben vereinigt, ſchlaff und kalt in der ihrigen liegt, würde den Druck dankbar erwiedern, wenn ſie noch fühlte! Mit dieſer treuen Liebe in der Bruſt iſt er von ihr geſchieden, und das Bild ſeiner Zärtlichkeit und Tugend, eine durch die andere gehoben und verklärt, ſchwebt wie ein tröſtender Engel vor dem thränenvollen Blick. Aber wenn Abradates aufgehört hätte, ſeine Panthea zu lieben? Wenn er, wie der unglückliche Araſpes einer ſtrafbaren Leidenſchaft erlegen wäre? — Ja, Clara! Es gibt noch einen tieferen, dunkleren Abgrund des Elends für ein liebendes Herz, als den Verluſt durch den Tod!

So, liebe Schweſter, ergötze ich mich an den Bildern meiner Phantaſie, und bin glücklich in den Stunden, in welchen ich mich in das Reich der Formen und Farben verliere. Ich habe immer gern gemahlt, und die Mutter hat mich oft dar-

über geſcholten, wenn ich, zehnmahl von ihr zu Nähpult und Küche gerufen, nicht von meiner Staffeley fort wollte. Damahls murrte mein Herz im Stillen wider geglaubte Strenge. Jetzt danke ich es ihr mit kindlichem Gefühl im Grabe, denn ich habe gelernt, meine Wünſche zu mäßigen, und die Stunden, die ich der Ausübung meines Talents widmen kann, als ein ſüßes Geſchenk anzuſehen.

Wohl mag es ſeyn, daß Andere, die ſich ihrer Phantaſie ganz hingeben, anziehender ſcheinen, und daß auch dieſe Phantaſie, wo ſie ungezügelt ſchalten darf, in helleren Blitzen ſprüht. Ich werde dieſen Pfad nie betreten. Was Männern ziemt, entſtellt uns Frauen, und auch die Künſtlerinn muß nie aufhören, Frau zu ſeyn. Aber es ſind nur zu Viele, die unter dem Nahmen der Künſtlerinnen, der Frauen höherer Art, eine Art von Freybrief zu haben glauben, der ſie von jeder Pflicht, als Hausfrauen, Mütter, Gattinnen, von jeder ungelegenen Leiſtung, oder Beobachtung eingeführter Sitte losſpricht, Zwitterweſen zwiſchen Mann und Weib, die, ewig aufringend und emporſtrebend zu einer Selbſtſtändigkeit, welche ihnen die Natur verſagt hat, jeden Schein, ja

jeden Anſtand kühn verachten, und nur den Eingebungen glühender Leidenſchaften, oder eines aufgereizten Nervenſyſtems folgen.

Sonſt haſſen die Männer dieſe ſogenannten gelehrten oder künſtleriſchen Frauen; aber wenn äußere Anmuth, feine Buhlerey und Schönheit der Formen einen reizenden Schleyer über das unheimliche Weſen werfen, wenn es zu gefallen verſteht, dann verblendet der äußere Reiz über den inneren Gehalt, und man entſchuldigt, ja man preiſet wohl gar, was man ſonſt ſtreng tadeln würde. Leb wohl!

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 24sten October 1810.

Es muß ein Ende dieses Verhältnisses werden, lieber Carl, auf eine oder die andere Art! Rosalie kann nicht länger in Sarning bleiben und Leonore muß ihre Anwesenheit früh oder spät erfahren, wenn sie sie nicht schon jetzt weiß, wie ich beynahe aus einigen Dingen vermuthen sollte. Was Rosalie mir schon zum zweyten Mahle ernstlich zugemuthet, geht durchaus nicht an. Denke Dir, daß sie in ihrer dichterischen Seele den Entwurf gemacht hat, zu uns zu ziehen, und den Winter, ja selbst ihr ganzes Leben, bey uns zuzubringen. Durch die Reizbarkeit ihres zarten Baues, durch ihre Kränklichkeit, durch die Schönheit und den himmlischen Flug ihrer Phantasie mehr eine Bürgerinn jener, als

dieſer Welt, ſieht ſie die Hinderniſſe, ja die gänzliche Unausführbarkeit dieſes Planes nicht ein. Die Art von Zuneigung, die ſie in ihrem zarten Buſen nährt, iſt ſo ſtill, ſo himmliſch rein, daß wohl die Idee eines ſolchen Verhältniſſes, wie zwey Frauen mit dem Manne, den ſie lieben, vereint leben könnten, und er ſie beyde, getrennt, und doch im Grunde in Eins verſchmolzen, in ſeinem Herzen trüge, in ihrem Geiſte leicht entſtehen, und mittelſt ihrer Phantaſie ſich in blühenden Bildern entwickeln kann. Aber hieran iſt durchaus nicht zu denken, und eben ſo ſchwer, ihr das begreiflich zu machen. Sie kann nicht daran glauben, daß Leonore ſich zu keiner ſolchen Theilung verſtehen würde, ſie ſpricht mit Liebe von ihr, wie von einer geliebten Schweſter, und begreift nicht, wie eine Seelenverbindung zwiſchen drey guten, ſich innig erkennenden und liebenden Weſen nicht eben ſo gut beſtehen könnte, als zwiſchen zweyen. Sie will Leonoren keines ihrer Rechte als Gattinn, Hausfrau und unumſchränkte Gebietherinn nehmen, ſie will nur als meine, oder ihre Schweſter in unſerm Hauſe leben, mit ein Paar Stübchen zufrieden ſeyn und ſich allen unſern Gewohnheiten und Ordnungen fügen,

wenn wir ſie nur bey uns wohnen, und ſie, die unſtät Umirrende, die ſo lange vergeblich nach einem Ruheplatz in der Mitte guter, wahrer Menſchen ſuchte, dieſe Zuflucht bey uns finden laſſen.

Es gehört wirklich viel Standhaftigkeit, alle meine Liebe für Leonoren und alle Rückſicht auf das, was ich mir ſelbſt in den Augen der Welt ſchuldig bin, dazu, um dieſen, mit allem Zauber der Phantaſie, mit aller Scheinbarkeit künſtlicher Sophismen, und mit aller Gewalt der innigſten Liebe vorgetragenen Bitten zu widerſtehen. Aber es muß ſeyn! Sie kann nicht in mein Haus kommen, und ich darf es Leonoren nicht einmahl ahnen laſſen, daß ſie es wünſcht.

Leonore ſcheint ſehr zu leiden, aber ſie verbirgt es mit ungemeiner Kraft. Dieſes Benehmen erfüllt mich mit noch höherer Achtung und Liebe für ſie. Aber ich kann nicht ungerecht gegen Roſalien ſeyn, ich kann dieſe nicht verdammen, weil ein ſchwächlicher Bau, frühes Unglück und eine allzurege Phantaſie, deren ſchöne Blüthen das Vergnügen ſo vieler tauſend Menſchen machen, ſie hindern, die Dinge in den bürgerlichen Verhältniſſen in ihrem wahren Lich-

te zu ſehen, und ihr zugleich die Kraft benehmen, ſich ſo zu beherrſchen, wie es Leonore vermag.

Ich ſehe ſie ſehr ſelten. In den vierzehn Tagen, ſeit ich ihre Anweſenheit erfahren habe, bin ich kaum viermahl bey ihr geweſen. Das iſt doch genau das Geringſte, was ſich mit der Höflichkeit vereinigen läßt, die man einer Bekannten, einer Frau, und — welcher Frau! ſchuldig iſt. Leonore ahnet mein Opfer nicht, ſie nährt wohl gar einen Verdacht, von dem mein Herz mich losſpricht; aber ſie ſoll Alles erfahren, ſobald ich nur erſt die dunkle Wolke, die ſich über den Horizont ihres ſtillen Lebens zuſammengezogen hat, unſchädlich vorübergeführt, und Roſalien, wie ich hoffe, bald bewogen haben werde, unſere Gegend zu verlaſſen.

Vier und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Sarning im Gebirge den 28sten October 1810.

Ich bin in einer seltsamen und sehr unangenehmen Lage. Der Winter naht in diesen Gebirgen mit allen seinen Schrecken. Vorgestern fiel schon etwas Schnee mit Regen vermischt, gestern Morgens waren die kleinen Bäche leicht überfroren, heute ziehen schwere, lichtgraue Wolken am Himmel daher, und mein Hauswirth erwartet einen starken Schnee. Die Wohnung ist elend, kein Schutz vor der Kälte, und keine Möglichkeit, auch nur die geringste Bequemlichkeit anzubringen, die dem an die Behaglichkeit einer genügenden Existenz gewohnten Wesen, und besonders einer schwachen, über Alles reizbaren, Persönlichkeit zur Nothdurft geworden ist. Mag der strenge Forderer, oder der in Dunkel-

heit und Entbehrung aufgewachsene Menſch dieß Weichlichkeit und Verwöhnung ſchelten, ich ſehe nicht ab, wie wir, die wir an ähnliche Lebensbedingungen gewohnt ſind, dieß Alles entrathen könnten, wovon hier keine Spur zu ſehen, und keine Möglichkeit, es zu erzeugen, vorhanden iſt. Ich kann nicht länger hier bleiben; aber ich kann auch nicht ohne ihn leben. Und Fahrnau? Ach, er hängt ſo feſt an dem, was er für Pflicht hält, und iſt ſo durchaus nicht von dem abzubringen, was er Leonorens Ruhe ſchuldig zu ſeyn glaubt, daß ich mit düſterer Beſorgniß in die Zukunft blicke. Jeder leiſe, oder ausgeſprochene Anklang, den ich mehr als einmahl in ſeiner Seele zu erregen ſuchte, ob er nicht Leonoren meine Nähe entdecken und ſie vermögen könnte, mich als Freundinn und Schweſter bey ſich aufzunehmen, hat in ſeiner Seele nie eine antwortende Saite gefunden.

So iſt dieſe Leonore, wie ich es immer dachte, nichts, als ein gewöhnliches Weib, am Äußeren, an Formen klebend, unfähig, ſich zur Idee zu erheben, oder die Dinge in ihren wahren Beziehungen zu ſchauen und das innerſte Heiligthum des Menſchen zu erkennen. Sie iſt eiferſüchtig auf ihre Rechte, ſie fordert das Ge-

lübde am Altar in ſeiner ausgedehnteſten Bedeutung, und was ſie nicht zu begreifen fähig iſt, die wunderbaren Tiefen in dem Gemüth dieſes herrlichen Mannes, das will ſie doch beſitzen und mit Niemand theilen, wie der Geitzige den Schatz hüthet, der ihn nicht beſeligt, und der, wenn der engherzige Harpagon ſich von einem Theile desſelben trennen könnte, hinreichen würde, viele Elende froh zu machen.

Ludwig hängt indeß mit inniger Liebe an ihr. Die Liſtige — denn dazu hat auch der beſchränkteſte Kopf Schlauheit genug — hat dieſes kindliche Gemüth zu faſſen, und ſich die Herrſchaft darüber zu erringen gewußt. Ihr Bißchen Mahlerey und einige Kenntniſſe, die ſie fertig zu brauchen weiß, machen ihn glauben, daß ein beſonderer Geiſt in ihr wohne, und nun rechnet er es ihr hoch an, daß ſie, ein Weſen höherer Art, ſich ſo willig in ihre häuslichen Pflichten fügt. Nun wahrlich! Schon durch das, was ich in ** bad ſah, meine ich, es könne ſie wenig Überwindung koſten, Pinſel und Pallete mit Nadel und Kochlöffel zu vertauſchen! Wo der r e c h t e Geiſt wohnt, wo der Genius in uns die Adlerflügel regt, da iſt es unmöglich, am Boden des eklen, ſchmutzigen Wirthſchaftens zu

kleben und im Staube gewöhnlicher Armseligkeiten umzuwühlen; er trägt uns aufwärts zur Sonne — wir müssen nach!

Aber liegt nicht selbst in dieser Anhänglichkeit an das Weib seiner ersten Liebe, in dieser zarten Scheu seines Herzens, die Bürgschaft für mein künftiges Glück, und ein Himmel von Seligkeit? Wenn es mir nur gelungen seyn wird, diese Vorurtheile von ihm abzustreifen und seinen unbefangenen Blick zu der Klarheit zu erheben, die ihm angeboren ist, und die Gewohnheit und beschränkender Umgang nur getrübt haben, dann, dann werden diese Blumen auch mir duften. O Bertha! Wenn er erst ganz und ausschließend m e i n ist! —

Ein zweyter Versuch, den ich gewagt habe, ist nicht besser gelungen. Ich wollte nähmlich den Gedanken in ihm wecken, daß er mit seinen zwey liebenswürdigen Kindern für den Winter in die Stadt ziehen sollte, weil denn wirklich die höhere Ausbildung, derer sie so werth als bedürftig sind, bey dieser Mutter und in der Gebirgseinsamkeit nicht zu erreichen ist. Er stutzte auch vor diesem Gedanken, wie vor einem Abgrunde, der sich plötzlich vor ihm geöffnet hatte, ja, ich kann sagen, er schauderte davor. Gewiß

trat ihm auch hier Leonorens kalte, ſtrenge Weigerung, und der Kampf, den er um ſo etwas Löbliches mit ihr beginnen müßte, wie ein ſchreckendes Geſpenſt entgegen!

Ich ſinne und ſinne mich müde, was hier zum Ziele führen könnte. Nichts biethet ſich mir dar. Für Liſt und Verſtellung bin ich zu gerade. Was wird aus mir werden? Mein Kopf iſt ganz wüſte. Leb wohl!

jeden Anſtand kühn verachten, und nur den Eingebungen glühender Leidenſchaften, oder eines aufgereizten Nervenſyſtems folgen.

Sonſt haſſen die Männer dieſe ſogenannten gelehrten oder künſtleriſchen Frauen; aber wenn äußere Anmuth, feine Buhlerey und Schönheit der Formen einen reizenden Schleyer über das unheimliche Weſen werfen, wenn es zu gefallen verſteht, dann verblendet der äußere Reiz über den inneren Gehalt, und man entſchuldigt, ja man preiſet wohl gar, was man ſonſt ſtreng tadeln würde. Leb wohl!

Flamme bricht um ſo heftiger hervor. O, ich bin ohne Maaß elend!

Ich ſollte Deiner vielleicht ſchonen, Clara! Aber wer hat denn meiner geſchont? Hat nicht das Weſen, auf das ich mein ganzes irdiſches Glück gebaut habe, mich getäuſcht und verrathen? Du allein darfſt es wiſſen, dem ſtummen Blatt darf ich es vertrauen, und ſo drängt ſich alle Kraft des lang verhaltenen Schmerzens in Einen Punct der Klage zuſammen: Ludwig iſt treulos!

Was Dir damahls das Gerücht hinterbrachte, als wir in ** bad waren, was ich Dir abläugnete, was ich der Welt, mir ſelbſt verbergen wollte, ſo lange ich noch Hoffnung einer Änderung hägte — es iſt wahr, es iſt unzweifelhaft! Ludwig liebt die Sarewsky, er hat heimliche Zuſammenkünfte mit ihr, er opfert ihr mein Herz, ſeinen Ruf, vielleicht das Glück ſeines Hauſes.

Sie iſt ihm auch hierher nachgezogen, die Buhlerinn! Aller weiblichen Würde, alles Wohlſtandes vergeſſend, hat ſie, als ſeine Liebe für mich noch ſtark genug war, ihn von ihr loszureißen, ſeine Abweſenheit nicht ertragen können. Was kann denn ſo ein Weib ertragen, die nie

gelernt hat, ihre Launen und Leidenschaften zu zügeln!

Der Ruf hatte die Anwesenheit einer fremden, kranken Dame, die sich oben im Walde bey einem Eisenarbeiter eingemiethet hatte, um jetzt noch — im Anfange des Octobers — der Landluft zu genießen, in der Gegend verbreitet. Eine böse Ahnung fuhr mir durchs Herz, als ich es hörte. Ob Fahrnau etwas errieth, weiß ich nicht. Er blieb die ersteren Tage ganz unbefangen, und ach, er war so liebenswürdig in seiner kindlichen Offenheit, in seiner schön gebändigten Kraft, die eine sanfte Bitte, ein flehender Blick zu entwaffnen im Stande ist!

Nach und nach wurde sein Betragen ungleicher. Eine seltsame Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, er war zerstreut und manchmahl zog es ihn mit erhöhter Zärtlichkeit zu mir und den Kindern. Aber er ging nicht öfter aus, als sonst, und blieb nicht länger weg. Daß die Fremde jene Sarewsky war, wurde mir aus Manchem, was das Gerücht verkündigte, immer wahrscheinlicher; doch hoffte ich auf Ludwigs Liebe, auf sein Pflichtgefühl. Ich bemühte mich, immer gleich und heiter zu scheinen, er sollte nicht ahnen, daß ein Verdacht in meiner Seele lebe,

das unverſehrte Zutrauen ſollte die heilige Scheu, und dieſe die Treue und die Pflicht bewahren.

So vergingen gegen drey Wochen. Ich glaubte zu fühlen, daß Fahrnau's Wärme gegen mich ab- und in eben dem Maaße ſeine Unruhe und Ungleichheit zunahm. Ich ſchwieg noch immer, ich beredete ſeine Zerſtreuung nicht, und beantwortete die jähen Aufwallungen ſeiner Zärtlichkeit mit gleicher Liebe. Es war mir ſo ſüß, mein ängſtlich klopfendes Herz an das ſeine legen, und in wohlthätiger Vergeſſenheit einige Augenblicke an ihm ruhen zu können! Vielleicht wäre es möglich geweſen, ſchon damahls durch Nachforſchungen mir Gewißheit zu verſchaffen; aber ich haſſe dergleichen heimliches Thun, und warum hätte ich auch vorſchnell die Hülle wegreißen ſollen, die mir mein Unglück wohlthätig verbarg?

Geſtern hat ſie die Hand des Zufalls und abſichtsvolle Zudringlichkeit nur zu ſchmerzlich zerriſſen. Es war ein heller Morgen nach einigen ſehr ſtürmiſchen Tagen voll Schneegeſtöber, das die Thäler angefüllt und ringsum ſchon Schlittenbahnen eröffnet hatte. Fahrnau hatte den Abend vorher ſeinen Schlitten beſtellt. Er wollte zum Förſter hinauffahren, mit dem er

zu ſprechen habe, wie er ſagte. Früh vor Tage ſtand er auf und war fort, als ich mit den Kindern erwachte. Gegen neun Uhr verfinſterte ſich der Himmel aufs Neue, der Sturm vom vorigen Tage erwachte, ein ungeheures Flockengewimmel erfüllte die Luft. Mir wurde bang. Nach meiner Rechnung konnte er eben auf dem Rückweg ſeyn. Ich kenne dieſe engen Thäler, dieſe pfadloſen Wüſten, wenn der Sturm den Schnee aufhäuft und jedes Zurechtfinden faſt unmöglich macht. Ich zählte die Minuten an der Uhr.

Es wurde eilf, halb zwölf Uhr. Jetzt hätte er längſt da ſeyn müſſen, wenn kein Unglück geſchehen war. Meine Angſt ſtieg mit jeder Secunde. Ich ſchellte, der Jäger ſollte aufſitzen und dem Herrn entgegen reiten. In dem Augenblick ſprengte ein Reitknecht von unſerm Nachbar Norbeck auf den Hof. Die Eile des Burſchen, die ungewöhnliche Erſcheinung, und daß die Förſterwohnung nur eine halbe Stunde von Ensheim liegt, übergoß mich mit eiskalten Schauern. Ich ließ den Reitknecht heraufkommen und — Gott, was mußte ich hören!

Unweit Ensheim hatten Sturm und Schneegeſtöber Fahrnau's Pferde ſcheu gemacht, ſie riſſen aus, ſchleppten den Schlitten über Stock

und Stein und warfen ihn unweit vom Schloſſe über eine Anhöhe in den gefrornen Wildbach hinab. Ich erblaßte. — Iſt Fahrnau verwundet? Lebt er? rief ich angſtvoll.

Der Herr Baron hat ſich nicht viel gethan, und nur die Hände vom Halten der Zügel ein Bißchen verſtaucht, erwiederte der Burſch mit widerlichem Lächeln: Aber die Frau von Sarewsky —

Sarewsky? fuhr ich auf, und erſchrack vor dem Klange meiner Stimme bey dieſem Nahmen. Der Reitknecht hatte mich gewiß verſtanden. Ich fühlte, daß ich glühend roth ward.

Ja, die Frau von Sarewsky, fuhr er mit demſelben Lächeln fort, mit der der Herr Baron, wie es heißt, in die Reſidenz reiſen will. — Hier brachen meine Kniee, und ich mußte mich an einem Stuhle neben mir halten. —»Sie fällt von einer Ohnmacht in die andere und läßt den Herrn Baron keinen Augenblick von ſich. Da hat nun der gnädige Herr Graf mich herübergeſchickt, um Euer Gnaden von dem Unfall Nachricht zu geben, damit Sie es nicht vielleicht auf eine ſchreckhafte oder ungeſchickte Weiſe erführen.«

Was in mir vorging, während der Burſch

das Alles breit und weit auseinander ſetzte, kannſt Du leichter denken, als ich beſchreiben. Alles, was ich vermochte, war, mich zu beſinnen, daß er ausgeredet habe. Ich ließ mich bey dem Grafen bedanken, und ſchickte den Reitknecht mit einem Geſchenk weg; dann ſank ich in einen Stuhl, und ob ich das Bewußtſeyn ganz verloren, ob nur dunkle Gedanken ſich verworren in meinem Geiſte jagten, weiß ich nicht. Ich erwachte nach einer geraumen Weile. Die Uhr ſchlug Eins. Ich klingelte, ließ den Kindern das Eſſen bringen und warf mich aufs Bette; denn ich fühlte mich ſo angegriffen, daß ich weder einen Gedanken faſſen, noch mit irgend Jemand ſprechen konnte.

Nach und nach kam meine Beſinnung, und mit ihr die klare Anſicht meines Unglücks zurück. So war ich denn verrathen, geopfert! So hatte er nicht allein ſie ohne mein Wiſſen beſucht, es waren Plane unter ihnen abgeredet worden, ſie waren miteinander auf dem Wege geweſen! Wohin? mochte Gott wiſſen! Und wenn es auch nicht nach der Reſidenz war, wie Norbeck mir ſagen ließ, ſo war es doch immer ein verbothener Weg, auf dem ein Zufall ihr Verſtändniß und ihre heimliche Liebe der

Welt zu ihrer und meiner Schande bloßgegeben hatte.

Gott! Wie habe ich das um Fahrnau verdient! Tausend Plane, tausend Vorsätze, wie ich mich gegen ihn betragen, wie ich dem falschen, meineidigen Herzen begegnen wollte, arbeiteten in meiner Brust, mein Kopf brannte, ein stechender Schmerz drückte an meine Stirn. Ich war ordentlich krank. Während dessen hatte es angefangen, dunkel zu werden, und plötzlich hörte ich seine Stimme. Ich sprang vom Bette auf, um das Schloß an meiner Thüre abzulassen, denn ich konnte ihn jetzt unmöglich sehen. Er kam sogleich daran, er rüttelte, ich hörte die Jungfer reden. Sie ist krank? rief Fahrnau, — und seit wann? Die Antwort der Jungfer verstand ich nicht. Und eingeschlossen? rief er wieder. Mein Gott, wenn ihr nun etwas zustößt? — Eleonore! Mach' auf! Ich bin's, Eleonore!

Der Treulose! Mit welchen Tönen der innigsten Theilnahme er diese Worte sprach!

Sie hatten durch mein Herz geschnitten. Thränen, deren Linderung ich seit der Stunde, welche mein Unglück entschied, nicht empfunden hatte, strömten heftig hervor. Ach das ist die

Gewalt des Geliebten, der Zauber ſeiner Stimme, wenn mir gleich wiſſen, daß ſie nur geheuchelte Gefühle ausdrückt! Ich regte mich nicht. Er ſprach noch Einiges vor der Thür, rief noch ein Paar Mahl, und ging dann. Ich weinte recht lang und weinte mich müde. Eine ſchwere Betäubung ſenkte ſich endlich auf mich, und ich vergaß auf ein Paar Stunden mein Elend. Als ich erwachte, hatte der ſtechende Schmerz in meiner Stirn nachgelaſſen, aber Krämpfe regten alle meine Nerven unleidlich auf. Ich bedurfte Hülfe, ſchloß die Thüre auf und ſchellte. Die Kammerjungfer erzählte mir, Fahrnau ſey noch drey bis vier Mahl an meiner Thüre geweſen, und habe ſich ſehr ängſtlich nach mir erkundigt; dann habe er mit dem Kammerdiener geſprochen, ſey noch eine Weile haſtig im Zimmer auf und abgegangen, habe endlich ſein Pferd ſatteln laſſen, und ſey in Sturm und Nacht hinaus, den Weg gegen Ensheim zugeritten.

Zu wem — als zu ihr, um zu ſehen, wie es ihr nach dem ausgeſtandenen Schrecken ging? So rief es mit allen Stimmen meines ſchmerzlich erregten Gemüthes. Die Kammerjungfer brachte mir, was meine Lage forderte. Mir ward endlich leichter, aber ich fühlte mich ſehr

erſchöpft. Die Kinder kamen, ihr Anblick zerriß mir das Herz. Ach ihre Züge, beſonders Adolphs, ſind die ſeinigen — und er verläßt ſie und mich um eine Fremde? Ich erwartete ihn mit der Nacht. Er kam nicht. Meine Unruhe begann von Neuem. Tauſend Möglichkeiten, tauſend ſchmerzliche Bilder zogen wild durch meinen Kopf. Ich ſah ihn bey ihr, in ihren Armen, in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, ich hörte ihn die Schmeichelworte und Liebkoſungen an ſie verſchwenden, die mir gehörten, und ich glaubte verzweifeln zu müſſen. Kein Schlaf ſchloß meine Augen, ich konnte in dieſer Zerrüttung meines Innerſten nur zu Gott jammern, nicht mit Faſſung und Ergebung bethen. Ach dazu war mein Schmerz noch zu wild, zu neu!

Es ward Mitternacht, es ſchlug zwey, drey Uhr — ich war noch allein. Gegen Morgen erbarmte ſich ein mitleidiger Schlaf meines erſchöpften Körpers, und ich konnte einige Stunden ſchlummern. Als ich erwachte, war meine erſte Frage nach ihm. Er war zurückgekehrt, aber ganz vor Kurzem, und ſehr mißmuthig und blaß.

Ich konnte ihn nicht ſehen. Wie, um Gottes Willen, ſoll ich ihm entgegentreten, was ihm ſagen, wie auf ſeine Fragen antworten?

Meine Erſchöpfung diente mir zum Vorwand, und auch Fahrnau hat ſich in ſein Kabinett eingeſchloſſen; ich aber habe dieſe Zeit benützt, um Dir zu ſchreiben, und mein zermalmtes Herz in Etwas zu erleichtern. Ich fühle auch, daß mir beſſer iſt, als vorher. O meine Schweſter! Was wird aus dem Allen werden? Sehen, ſprechen müſſen wir uns doch. Unberührt können dieſe Vorfälle nicht bleiben, und — o mein Gott! was wird da zur Sprache kommen?

Sechs und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Mathilde Haller.

Aus der Residenz den 10ten November 1810.

Ich bin seit gestern in der Residenz, wo ich für diesen Winter zu bleiben denke. Lassen Sie, liebste Mathilde, Anstalten treffen, mir mit allen meinen Leuten und Sachen so bald als möglich nachzukommen! Sie werden mir zwar wohl zürnen; denn ich bin Ihnen entwischt, und es war unfreundlich von mir, die Lebensgefährtinn, die so treuen Antheil an meinem dunkeln Schicksale genommen, so lange ohne Kunde von mir zu lassen. Aber ach, Mathilde! Es war das dunkelwaltende, feindselige Schicksal, das mich Unglückliche seit der Geburt verfolgt und mir jede Freude zerstört. Jetzt hat es mich hierher verschlagen, und ich muß seinen gebiethenden Winken folgen. Mein Herz ist zerrissen, das

Glück, das ich mit aller Anſtrengung meiner Kräfte zu erreichen ſtrebe, flieht vor mir zurück, und nicht einmahl die Ruhe, die der Bettler nach ſeinem jammervollen Tagwerke genießt, nicht einmahl Ruhe wird mir zu Theil! Meine Adreſſe folgt. In der großen, weiten Reſidenz möchten Sie mich ſonſt ſchwer finden. Kommen Sie bald!

Sieben und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 12ten November 1810.

Schweſter! Was habe ich gethan! Zu welchem Betragen habe ich mich durch die unſelige Lebhaftigkeit meines Temperaments verleiten laſſen, die, ſo oft bekämpft und geſtraft, doch immer wieder erwacht, die mir ſchon in früherer Zeit manche trübe Stunde gemacht und mich jetzt neuerdings hingeriſſen hat, zu thun, was ich nicht ſollte, und was die verderblichſten Folgen für mein ganzes Leben hätte haben können!

Mein letzter Brief an Dich muß das Gepräge eines verworrenen, höchſt aufgereizten Gemüths tragen. Ich ſchäme mich deſſen, und beſchwöre Dich, mir ihn bey Gelegenheit zurückzuſenden. Es ſoll kein ſolches Denkmahl meiner Schwäche und Selbſtvergeſſenheit auch nicht in

Deinen Händen ſich befinden. Gib mir ihn zurück, und laß das Andenken daran auch in Deiner Seele verlöſchen!

Ich hatte den Brief damahls kaum geſiegelt, und dem Bothen, der eben abging, mitgegeben, als man mir unſern Pfarrer meldete. Er trat ein. Sein Geſicht verkündete etwas Ungewöhnliches, und er bath mich, zu verhindern, daß Fahrnau uns nicht überraſche, ja überhaupt von ſeinem Hierſeyn nichts erfahre. Eine kalte Hand griff bey dieſen Worten in mein Herz. Ich hatte ſeit geſtern ſo viel Schreckliches gehört, und was ſtand mir vielleicht noch bevor?

Der Pfarrer begann. Fahrnau war Tags vorher, als es ſchon dunkelte, bey Sturm und Geſtöber zu ihm gekommen, und hatte ihn um die Erlaubniß gebethen, die Nacht bey ihm zuzubringen. Der ehrwürdige Greis, unſer Beichtiger und Freund, erſtaunt über dieſes ſeltſame Begehren, willigte freundlich ein, und fand Fahrnau ſehr verſtört und unruhig. Nachdem er Schreibgeräthe begehrt hatte, ſandte er ſeinen Reitknecht nach Ensheim mit einem Billet, ſchrieb dann noch tief in den Abend hinein, und ließ ein verſiegeltes Paket, an den Pfarrer überſchrieben, auf dem Tiſche liegen. Dann kam

er zum Abendeſſen, aß aber wenig, ſprach noch weniger, und ſchien mit ſchweren Gedanken beſchäftigt. Beym Schlafengehen both er dem Pfarrer, mit ernſtem aber ſehr weichem Ton, gute Nacht, und fragte, um wie viel Uhr er Meſſe zu leſen pflege? Der Geiſtliche nannte die Stunde. »Nun, ſo werde ich einige Augenblicke früher kommen. Ich wünſchte meine Beichte zu verrichten.« Der Pfarrer ſah ihn beſtürzt an. Er drang in ihn, zu ſagen, was er vorhabe? Fahrnau aber weigerte ſich, und ſuchte durch einen gezwungenen Scherz auszuweichen. Am andern Morgen verrichtete er ſeine Andacht mit Rührung und Ernſt, und eilte ſogleich nach Ensheim. Es war noch nicht völlig Tag. Der Pfarrer blieb in ängſtlicher Sorge zurück. Ungefähr nach anderthalb Stunden ſah er Ludwig zu ſeiner großen Freude wiederkommen. Er war ziemlich heiter, aber etwas bleich und erſchöpft, und, wie der Pfarrer meint, an der linken Schulter verwundet. Das Paket, welches er auf dem Tiſche gelaſſen, nahm er wieder mit, und ritt nach Hauſe. Aus Allem ging die Vermuthung hervor, daß er ſich mit Norbeck geſchlagen habe, und die geſtrige Geſchichte die Urſache des Zweykampfs geweſen ſey. Das Paket, an dem er den

Abend zuvor lange geſchrieben, hatte vermuthlich Anordnungen auf den ſchlimmſten Fall enthalten, und, o Gott, wie nahe war dieſer! — Und er war es — das ſagte mir mein Gewiſſen — um meines thörichten Betragens willen, das ihm aufgefallen ſeyn, und ihn zu Nachforſchungen veranlaßt haben mußte! Er hatte die Ankunft des Norbeck'ſchen Reitknechts erfahren, er konnte mein Betragen deuten, und zu welchem Entſchluß hatte es den heftigen, im Punct der Ehre ſo empfindlichen Mann gebracht!

Der Pfarrer hatte mich bald verlaſſen. Eine Fluth von Gedanken ſtürmte auf einmahl mit ſchmerzlicher Gewalt auf mich ein. Fahrnau war den Abend nicht bey Roſalien geweſen. Ich hatte ihm großes Unrecht darin gethan. Konnte ich wiſſen, ob und in wie weit ich es nicht auch mit den geſtrigen Vermuthungen, die mir als lauter Gewißheiten erſchienen waren, gethan hatte? Mein Betragen gegen Ludwig trat nun in dunkle Schatten, und in eben dem Maaße verklärte ſich ſein theures Bild immer mehr und mehr vor mir. Wenn er gefehlt hatte, wenn Sinnenreiz und liſtige Verführung ihn für einen Augenblick vom Pfad des Rechten abgelenkt hatten; wie konnte ich es wagen, ein unerbittli-

ches Urtheil über ihn zu fällen, ich, die bloß auf einen langgehegten und scheinbar bestätigten Verdacht hin mich von Eifersucht und Hitze so weit hatte hinreißen lassen, ihn gar nicht zu sehen, und ihm mit kindischem Trotze jede Erklärung unmöglich zu machen! Und wenn er nun im Zweykampf unglücklich gewesen, wenn er gefallen wäre? O, Clara! Noch jetzt durchschauert mich Todeskälte bey dem Gedanken, daß ich Schuld daran gewesen wäre!

Über diese Vorstellungen hatte ich meinen Unmuth gegen ihn, meine Vorsätze, mein gestriges Leiden, Alles vergessen. Die beleidigte Eitelkeit — denn das war ja doch meine Eifersucht — wurde durch die Vorstellung in Staub gedemüthigt, wie armselig ich gehandelt hatte, und die Möglichkeit einer Gefahr für Fahrnau, seine wirkliche Verwundung überwogen noch den letzten Rest der Kränkung. Bald darauf trat er ein. Es war Essenszeit. Die Kinder und ihr Lehrer folgten ihm. Ach mich dünkte, ich hätte ihn nie so liebenswürdig gesehen! Ein stiller Ernst lag über seine edlen Züge verbreitet, er war blaß, seine Bewegungen waren langsam, und der linke Arm, den er beständig im Kleide trug, erinnerte mich an das viel größere Un-

glück, das hätte geschehen können. Ich ging ihm in großer Bewegung entgegen. Er beantwortete meinen Gruß freundlich, aber ernst, und einige Verwunderung schien sich in seinen Blicken zu mahlen. Wir setzten uns zu Tisch. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm abwenden. Es war deutlich, daß seine Wunde ihn am Gebrauch des Arms hinderte, und manchmahl glaubte ich einen Ausdruck plötzlichen Schmerzens sich in den zusammengebissenen Lippen äußern zu sehen. Jetzt war es mit meiner Fassung zu Ende. Mir traten die Thränen in die Augen, aber ich gab mir alle Mühe, heiter zu scheinen, damit er meinen Ernst ja nicht mißdeute. Es war ein Glück, daß wir nicht allein waren.

Nach dem Essen setzte er sich zu mir auf den Sopha. Ich reichte ihm den Kaffeh, und leistete ihm alle die kleinen Dienste, die sein verwundeter Arm ihm nöthig machte. Mein Herz schlug hörbar, meine Hand zitterte, und alle Augenblicke fürchtete ich, die Thränen nicht zurückhalten zu können. Aber er schwieg, und ich auch. Keines hatte den Muth, zu berühren, was vorgefallen war. Endlich gingen die Kinder mit dem Lehrer hinaus, und Ludwig stand auf, um ebenfalls das Zimmer zu verlassen. Jetzt

war es die höchſte Zeit, eine Spannung zu endigen, die ich nicht mehr ertragen konnte. Ich folgte ihm. Ludwig! ſagte ich: Du leideſt? Dich ſchmerzt dein Arm?

Was fällt dir ein! antwortete er.

O, ich weiß doch — du biſt verwundet.

Seine Stirn zog ſich in Falten. Wer hat dir das Mährchen geſagt?

»Der Pfarrer war heute Morgens bey mir. Zürne nicht, Ludwig, und erlaube mir, nach deiner Wunde zu ſehen und dich zu pflegen!«

Eleonore! rief er heftig und finſter: Das iſt nicht dein Ernſt.

»Doch, doch! Ach ich kann dich nicht leiden ſehen.«

Hier, rief er noch heftiger, indem er mit der Rechten auf ſein Herz drückte: Hier iſt eine Wunde, die noch tiefer ſchmerzt, und die Niemand heilen will!

Ich verſtand ihn. Ich wollte antworten, aber meine Thränen brachen hervor.

So iſt's recht! rief er: Ergieße dich in Thränen! Brich in Klagen aus! Laß mich es recht empfinden, wie unglücklich ich dich gemacht habe!

Ich fühlte das Gewicht und die Wahrheit

merfrau war schon dahin vorausgegangen. Fahrnau übergab sie dort ihrer Pflege. Norbeck wollte sie noch eine Strecke weit begleiten. Ludwig aber eilte nach Hause, wo ich ihm seinen Kampf und Sieg so schlecht lohnte. Durch den Kammerdiener erfuhr er Norbecks absichtliche Voreiligkeit, konnte sich nun leicht mein unartiges Benehmen erklären, ward wüthend gegen ihn, forderte ihn auf diesen Morgen, gab ihm ein Andenken dieser Stunde, und ward selbst in der Schulter leicht verwundet.

Ich sah nun klar, wie Alles gekommen war. Ich konnte Ludwig nicht mehr beschuldigen. Mir war eine Centnerlast vom Herzen gefallen, aber dennoch blieb noch eine schmerzende Stelle zurück, die seine ganze kindliche Offenheit nicht zu heilen vermochte, und die eben durch die Überzeugung seines Werths noch weher that. Ich kämpfte lange mit mir selbst. Dann fragte ich endlich: Und liebst du Rosalien?

Er blickte mich ernst und düster an, und sagte dumpf: Nicht, wie dich.

Also doch?

Ich kann nicht unwahr seyn, und in dieser heiligen Stunde keinen Schatten von Lüge auf mir haften lassen. Rosalie ist sehr unglücklich,

und ſehr liebenswürdig. Ihre Phantaſie hat ihr Herz in unſeliger Leidenſchaft auf mich gerichtet. Ich konnte nicht gleichgültig gegen ſie bleiben, ich bin es nicht. Hier haſt du mein Bekenntniß!

Ein Schauer rieſelte durch meine Glieder. Ich ſchwieg einige Augenblicke. Dann faßte ich mich, ergriff ſeine Hand und ſagte: Wohl, ich bin auch hiermit zufrieden. Aber Ludwig! Bleib wahr gegen mich! Laß mich deine erſte, deine vertrauteſte Freundinn ſeyn! Er ſank in meinen Arm. Es war ein ſchmerzlicher, ein heiliger Augenblick!

Als ich ruhig genug war, bath ich ihn nun, mich nach ſeiner Wunde ſehen zu laſſen. Er ließ es geſchehen. Sie war nicht bedeutend, aber ſchmerzhaft, und ungeſchickt verbunden, was hauptſächlich die Urſache ſeines Leidens war. Ich hohlte Scharpie, Leinwand, Balſam, wie ich es immer für ſolche Fälle in Bereitſchaft habe; aber was ich oft an Fremden, an unſern Unterthanen ohne Erſchütterung hatte thun können, regte jetzt mein Innerſtes auf. Meine Hand zitterte, und meine Thränen hinderten mich manchmahl am Sehen. Er fühlte es, und küßte mir mit dankbarer Rührung die Hände.

Ein Fieber, das ſich zu ſeiner Wunde geſell-

te, und wohl auch durch die Bewegung des Gemüths vermehrt wurde, hindert ihn seitdem auszugehen. Er ist den ganzen Tag um mich und die Kinder. Er ist so hingegeben, so weich mit uns Allen! Ach, es ist eine wehmüthige, aber schöne Zeit! Ein überaus zartes Verhältniß waltet jetzt zwischen uns. So muß, wie ich glaube, denen zu Muthe seyn, die wissen, daß der geliebte Gegenstand an einer unheilbaren Krankheit leidet, obwohl jetzt die Rosen seiner Wangen noch blühen, und daß er ihnen über kurz oder lang entrissen werden wird. Magst Du mich eine Thörinn schelten, die den Mann ihrer Liebe inniger umfaßt, weil sie weiß, daß noch eine Andere neben ihr in seinem Herzen lebt; ich kann nicht anders, und ich glaube, es ist so sehr gut. Nicht, als ob ich meine Ansichten und meine Handlungsweise zur Richtschnur für Andere aufstellen wollte — bey anderen Ehen mag das vielleicht nicht angehen — aber für mein Glück und mich ist es eben recht, daß ich nicht anders bin. So liebt mich Ludwig, so habe ich durch zehn Jahre einer glücklichen Ehe mich gegen ihn benommen. Ich habe seinen Character nicht studirt, ich habe mich hineingefühlt, und mein Herz hat mich die Weise gelehrt, die ihm die liebste ist. So

hoffe ich, wenn es auch recht unglücklich geht, doch seine Achtung und zärtliche Freundschaft zu erhalten. Er soll und wird es fühlen, daß es doch kein Mensch auf der Welt besser mit ihm meint, und ihn wahrer liebt, als sein Weib.

Diese Liebe, nicht Selbstbeherrschung und Berechnung, hat mein Betragen in ** bad geleitet, und ich habe ihn glücklich aus gefährlichen Netzen zu mir herübergezogen. Diese Liebe hat mich in seinen Leiden, in dem Gedanken, daß ich ihm Unrecht gethan, die herbste Qual finden lassen, und der lebhafte Wunsch, seine Schmerzen zu stillen, und ihm meine Reue zu zeigen, hat jene Scene voll heiliger Rührung herbeygeführt. So habe ich Alles, Alles durch Liebe und Demuth gewonnen, und hätte durch Stolz und Eitelkeit bald Alles verloren.

Dieser Liebe und Gottes väterlicher Leitung will ich auch ferner vertrauen. Sie werden mir durch mein schwieriges Verhältniß forthelfen. Gottes Leitung war es ja sichtbar, die den Pfarrer gerade in jenem entscheidenden Augenblick zu mir führte, von dessen Stimmung, wenn ich Ludwig zum ersten Mahle wiedersah, Alles abhing. Gott hatte mir durch den Mund

seines frommen Dieners mein Unrecht gezeigt, mein Herz war durch Reue erweicht, die Liebe bestieg ihren alten Thron wieder, und herrscht, und herrsche von nun an unumschränkt in meiner Brust. Ja, Schwester! Durch Liebe läßt sich viel, ich glaube beynahe, Alles bewirken. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 20sten November 1810.

Sturm und Schneegestöber haben mich aus meinen Bergen hierhergetrieben. Dort in der unbequemen Einengung der unwohnlichen Hütte war es unmöglich zu überwintern. Darum gab ich meinem Bestellten in der Residenz den Auftrag, mir eine artige Wohnung hier zu miethen. Er hat sie mir auf einem der besten Plätze verschafft, und meine Haller ist auf mein Verlangen vor acht Tagen mit allen meinen Leuten und Sachen angekommen. Ich bin nun eingewohnt. Die bekannten Gegenstände umgeben mich, und es sammelt sich ein Cirkel um mich, indem Viele von denen, die ich in ** bad kennen lernte, hier wohnen. So könnte mir denn recht leidlich seyn, wenn mein Geist nichts als gesellige Verhältnisse

ſuchte, oder wenn in irgend einer der Geſtalten, die ſich um mich bewegen, ein eigentliches Gemüth lebte.

Es iſt doch etwas unbeſchreiblich Hohles um dieſe geſellſchaftlichen Menſchen. Zuſammengeblaſen aus den verſchiedenſten Enden und Bedingungen der Welt, trotz alles natürlichen Contraſtes in eine conventionelle Form gezwängt, der das rohe, gemeine, oder ſchale Innere mehr oder weniger widerſtrebt, nur angeſprochen von Nichtigkeiten der laufenden Tage, nur beſtimmt von dem Urtheil ihres Gleichen, drehen ſie ſich im ſchwindelnden Kreiſe ewig wiederkehrender Armſeligkeiten herum, ſchminken das fahle Antlitz des verblichenen Lebens mit grellen Farben markloſer Zerſtreuungen, matten ſich ab in glänzendem Elend, und finden einen erbärmlichen Triumph darin, es einander an prächtiger langer Weile und eleganter Abſpannung zuvor zu thun.

Ein ekelhaftes Geſchlecht! Nicht einmahl zu kräftig wilden Thaten, zu tüchtigen Verbrechen haben ſie Elaſticität genug. Sie ſind bloß ſchlecht. Gewinnen, Erliſten und Erraffen, iſt ihres Geiſtes höchſte Kraftäußerung, das alſo Gewonnene auf eitle Art vergeuden, ihr Genuß. Ge-

müth haben ſie keines, vermuthen keines, und ehren darum keines an Andern. Mich ſucht man auf, aus Ton, aus Neugierde. Man muß doch dieſe Roſalie kennen, muß doch wiſſen, wie die Frau ausſieht, die im ganzen Vaterlande geleſen, bewundert und in Ländern anderer Zungen mit Achtung genannt wird, man muß mit ihr geſprochen haben, und Etwas von ihr zu erzählen wiſſen. So treibt denn der Wind der Neugier und Eitelkeit eine Menge müßiges Volk um mich herum, und hier und da iſt doch etwas Gehaltvolleres darunter. Befriedigend iſt Nichts, und ich halte es auch hier nicht mehr lange auf dieſe Art aus. Ermüdet von dem ſchalen Geſchwätze des Nachmittags und Abends lege ich mich erſchöpft zur ſchlafloſen Ruhe, und ſtehe müder als am vorigen Tage wieder auf, um eben ſo nichtigem Treiben entgegenzuſehen.

Kennſt Du das Mährchen von Göthe, wo in der lieblichen Gegend Thiere, Blumen, und der wunderſchöne Jüngling im königlichen Purpurmantel, Jedes nach ſeiner gewohnten Art ſich bewegt, und zu leben ſcheint, und doch in allen dieſen kein Geiſt, kein wahres Leben, ſondern nur Schein und ſtarre Entſeelung iſt? So iſt es hier. Wenn man dieſe Menſchen, ihr re-

ges Treiben, ihr Durcheinanderwimmeln ſieht, ſollte man glauben, es wären empfindende, ſelbſtbewußte Weſen. Es iſt nicht alſo, und es ergreift mich ein Grauſen, daß es nicht ſo iſt, und ich mich unter ihnen finde, wie der Taucher: Unter Larven die einzige fühlende Bruſt! Mich ſchaudert oft, wenn ich in dieſen bunten Kreiſen ſitze, wenn die Geſtalten um mich her ſich regen, aufſtehen, niederſitzen, hingehen, ſprechen, lachen, und mich der grauenhafte Gedanke überfällt, daß das lauter Maſchinen, Automate ſind, die von mir nichts wiſſen, nichts verſtehen, und das, was ſie zu ſagen ſcheinen, gar nicht denken oder meinen!

Es muß anders um mich her werden, Bertha, ſonſt laufe ich Gefahr, den Verſtand zu verlieren. Und, dem Himmel ſey Dank! dem feſten Willen, dem echten Geiſt und dem Golde hat noch ſelten etwas mißlungen. Ich will aber feſt, mein Geiſt wird die rechten Wege finden, und wenn mein Geld Genüſſe, Zerſtreuungen, und Glanz um jene Menſchengeſtalten herzaubert, die einzig darin ihres Lebens Zweck und Gehalt finden, wenn ich ſie dadurch meinem Willen dienſtbar mache, iſt wohl dann das elende Metall, das, ſelbſt ſchwer und widerſtrebend, den

Menſchen ſo gern zu ſich herab und auf die Erde zieht, aus der es gegraben worden, zu einem ſchöneren Gebrauch veredelt worden?

Noch ſchwebt mein Plan mir dunkel vor. Undeutlich und verworren regt es ſich in der Tiefe; aber die Formen und Umriſſe werden ſich entwickeln, Jedes wird an ſeinen Ort treten, der Weg, den ich zu gehen, die Menſchen, die ich in Bewegung zu ſetzen, die Mittel, die ich anzuwenden habe, Alles wird ſich klar vor mir geſtalten. Es wäre doch nicht das erſte Mahl, daß Rang, Einfluß und politiſche Wichtigkeit ohne es zu wollen, oder zu ahnen, im Dienſte geiſtreicher Liebenswürdigkeit geſtanden und ihre Befehle vollzogen hätten. Der Dichter trägt die Welt im Buſen. Ihm iſt keine menſchliche Sinnesart, kein Standesverhältniß fremd, er erkennt ſie alle, wie ſie ſind, im Spiegel ſeines Genius, und er weiß, wie Jedem zu Muthe iſt. So weiß er auch, wie er ſie handhaben muß. Hat er gleich ſonſt den Blick auf höhere Welten gerichtet, und achtet er nicht das Treiben und Trachten der Gegenwart, ſo kann er doch, wenn dieſe mit ihren eintönig läſtigen Forderungen dringend auf ihn zutritt, ſie gewaltig ergreifen, und zu ſeinen Zwecken dienend benutzen. Pe-

trarca war Staatsmann, und Arioſt Geſandter. Und wer hat Schillern die ewigen Berge der Schweiz gezeigt, die er ſchildert, als wäre er unter ihnen groß geworden? Ja, die Welt liegt in des Sängers Bruſt, und ſo denn auch ihre Liſt, ihre Feinheit, ihre Politik. Ich will nicht unglücklich ſeyn, ich will beſitzen — die Welt mag ſagen, was ſie will! Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 26sten November 1810.

Gestern endlich, theure Mutter, kam Ihr sehr verspäteter Brief vom 10ten dieses an, der die Antwort auf die im Anfang dieses Monaths von der gütigen Tante an Sie gestellte Frage enthielt, ob Sie mir wohl erlauben wollten, den Winter ganz bey ihr in der Residenz zuzubringen, nachdem ihre unangenehmen Geschäfte ihr den Aufenthalt in der Hauptstadt nöthig, und ihre mißliche Gesundheit treue Pflege und fröhliche Gesellschaft unentbehrlich machen. Sie sind so gütig, zu bewilligen, daß ich bey der armen Tante bleiben, und ihr seyn darf, wessen Sie, dem Himmel sey Dank, im Genusse ungestörter Gesundheit und in kräftiger Thätigkeit gar nicht bedürfen.

Der Gang der Angelegenheit, und der Schneckenschritt der Geschäfte dehnen unsern Aufenthalt, der auf höchstens sechs Wochen berechnet war, zu fünf oder sechs Monathen aus, und die Ungewißheit des Ausgangs wirket durch das Gemüth auch sehr auf den Körper der kränklichen Frau. So zerstören der Winter und der Proceß, was der Sommer und die Badecur gut gemacht hatten, und ich fürchte, wenn wir mit Ende des Winters zu Ihnen kommen, wird die gute Tante genau auf eben der Stufe der Besserung stehen, als da, wo sie Sie verließ, und ich will froh seyn, wenn es dabey bleibt.

Mir geht es übrigens hier sehr wohl, und ich habe Ihnen eine sehr bedeutende Nachricht zu geben. In den Abendcirkeln bey Graf Elmswerth erscheint seit ein Paar Wochen ein junger Mann, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und dessen angenehme Gestalt, Geistesbildung und Reichthum, schon ehe er erschien, der Gegenstand vieler Gespräche war. Wahrlich, der Ruf hatte nicht zu viel von ihm gesagt. Graf Milota ist nicht so schön, wie Fahrnau, aber er ist zierlicher gebaut; sein Witz ist nicht so blitzend, möchte ich sagen, wie Lothars, aber er ist ansprechender. Überdieß ist er der einzige Sohn

eines der reichſten Häuſer in ſeiner Provinz, hat auf einer fremden Univerſität ſtudirt, dann eine Reiſe durch die bedeutendſten Länder Europens gemacht, und kommt jetzt in ſein Vaterland zurück, um ſich, wie man ſagt, eine Braut zu wählen. Sie können denken, welche Bewegungen ſeine Erſcheinung in der Mädchenwelt erregte, und welche Plane und Schritte da gemacht wurden. Ich ſah dem Spiele eine Weile zu, und konnte es um ſo ruhiger, als mir nicht entgangen war, daß er mich bemerkt und bereits unter dem übrigen Schwarm unbedeutender Geſchöpfe zu unterſcheiden angefangen hatte. Neulich in der Soirée wußte ich das Geſpräch auf Muſik und Declamation zu lenken. Lehmbach, der zu ſeinem Unglück gegenwärtig war, ergriff haſtig die Gelegenheit, in mich zu dringen, und die Frau vom Hauſe, froh, ihre Geſellſchaft angenehm unterhalten zu können, ſtimmte mit ein. Ich gab nach, ſpielte Guitarre, ſang und declamirte endlich. Milota's Augen hingen unverwandt an mir. Ich konnte deutlich ſehen, was in ihm vorging, und wie das Bedeutende der Erſcheinung unter Umgebungen, in denen er ſich ſo Etwas nicht vermuthend war, ihn ergriff. Seitdem habe ich ihn ſtets an meiner Seite,

und Lehmbach will verzweifeln. Ich ſehe wohl deutlich, daß mich der arme Menſch wirklich liebt, und es thut mir leid. Aber wer heißt ihn auch in Geſellſchaften ein Herz mitnehmen, das man verlieren kann? Gegen Milota kann er doch auf keine Weiſe den Vergleich aushalten. Ich habe genaue Erkundigungen über dieſen eingezogen. Alles beſtätigt die erſte Anſicht. Milota iſt die glänzendſte Parthie, die jetzt in der Reſidenz und vielleicht in der Monarchie zu machen iſt. Ich werde vorſichtig ſeyn, aber nichts verſäumen, was mich je eher je beſſer zum Ziele führen könnte. Was mir einigermaßen unangenehm fällt, iſt, daß die Tante für Lehmbach ſehr eingenommen iſt, und mir über mein Betragen gegen ihn Vorwürfe macht. Mein Gott! Ich bin mir ja nicht bewußt, mehr als freundlich und belebt in ſeiner Gegenwart geweſen zu ſeyn, weil er wirklich Verſtand hat, und unter dem Kreiſe, der mich in ** bad umgab, der Bedeutendſte war. Jetzt iſt es anders. Die Reſidenz iſt kein Badeort, die Geſtalten ſind mannigfaltiger, die Wahl iſt größer, und es iſt nicht meine Schuld **que tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier.**

Noch eine Neuigkeit in der großen Welt iſt

die glänzende Wiedererſcheinung der berühmten Frau. Sie werden errathen, daß ich die Sarewsky meine. In ** bad liefen zuletzt gar wunderliche Gerüchte über ſie, ihre Herkunft, ihre frühere Lebensweiſe u. ſ. w. herum. Vermuthlich um noch unangenehmeren Entdeckungen auszuweichen, denen man auf der Spur war, ging ſie nach . . tz. Von dort verſchwand ſie nach ein Paar Wochen plötzlich, ließ ihr Geſellſchaftsfräulein, ihre Domeſtiken, kurz Alles zurück, und man wußte nicht, ob ſie mit einem neuen Verehrer entflohen war, oder ob ſie vielleicht ihren Gläubigern hatte entweichen müſſen; denn ihr Aufwand iſt wirklich ungeheuer. Auf einmahl erſcheint ſie hier, bewohnt ein äußerſt koſtbares Quartier auf einem der erſten Plätze der Stadt, ſieht blühender aus, als je, macht ein ſchönes Haus, erſcheint mit Glanz, wo ſie ſich zeigt, und es gehört zum guten Ton, bey ihr eingeführt zu ſeyn. Der Oberhofmarſchall iſt ihr erklärter Verehrer, und man ſpricht davon, daß ſie es noch durchſetzen wird, bey Hofe aufgeführt zu werden. Ich kann das nicht begreifen; denn man weiß ja, daß ſie von der Rotüre, und ihr Vater, wie ich höre, ein abgeſetzter Lutheriſcher Prädicant war. Ihre zahlreichen Män-

ner ſollen wohl meiſt aus guten Familien geweſen ſeyn, aber das kann doch den Flecken ihrer Geburt nicht beſſern.

Eben ſo räthſelhaft, wie ſie, aber auch eben ſo bemerkt, iſt jener Lothar, auf deſſen Beſchreibung Sie ſich wohl aus meinen frühern Briefen erinnern werden, und der unter der unbeſtimmten Hülle eines Kunſtliebhabers, Künſtlers und eines Originalgenies vielleicht ein noch unbeſtimmterers Inneres verbirgt. Er hat ſich hier ein Bißchen entſanscüllotirt. Er kleidet ſich mit Anſtand, ja mit Eleganz, der ungeheure Schnurrbart iſt bis auf einen leichten Schatten verſchwunden, und ſchönere Wäſche, als er trägt, habe ich nie geſehen. Doch ſelbſt in dieſer Eleganz iſt ein Streben nach origineller Einfachheit ſichtbar.

Er hat, wie man ſagt, hier wichtige Protectionen, und ſoll in Geheim in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht werden. Manche halten ihn für einen Franzöſiſchen Emiſſär, und andere flüſtern ſich in's Ohr, er ſey einer der erſten und vielwiſſendſten Oberen eines geheimen Ordens. Was ich bemerke, iſt, daß er ungemein viel Geiſt, ausgebreitete Kenntniſſe, aber eine böſe Zunge und eine beſondere Kühnheit hat.

Daher macht er ſein Glück, wo er will. Bey mir würde es ihm aber wohl fehlen. Das ſieht er, und weicht mir aus.

Doch ich habe Ihre Geduld mit lauter Unbedeutenheiten ermüdet; ich ſchließe daher, und küſſe tauſendmahl Ihre mütterlichen Hände.

Dreyßigſter Brief.

Bertha von Selnitz an Lothar.

* gau den 1ten December 1810.

Ich möchte Ihr Erſtaunen und die Miene ſehen, mit der Sie dieſen Brief entfalten und ausrufen: Von Bertha! Nun, was kann die mir wollen! Freylich, lieber Freund! Es ſind jetzt beynahe fünf Jahre, ſeit keine Zeile mehr zwiſchen uns hin und her geflogen iſt, wie ſonſt wohl öfter geſchah. Seitdem hat ſich in und um uns Viel geändert, und — les journées se succedent sans se ressembler. Aber ich will Ihrem Erſtaunen und Ihrer Verlegenheit mit einem Mahle ein Ende machen, indem ich Ihnen ſage, daß ich Ihnen bloß ſchreibe, um Erkundigungen über unſere Freundinn Roſalie von Ihnen einzuziehen, Erkundigungen, die mich höchlich intereſſiren, und die

ich, wie jetzt die Sachen zu ſtehen ſcheinen, ſchwerlich von ihr ſelbſt erhalten werde.

Der letzte Brief vom 20ſten November, den ich von ihr bekam, iſt eine lange Hieroglyphe für mich. Was ſoll ich von einem Schreiben aus der Reſidenz denken, da ich ſie mitten in den Bergen vermuthete? Was von einem Brief, in welchem ein gewiſſer Nahme gar nicht genannt iſt, der ſonſt mit Flammenzügen, wie durch ihr Herz, ſo durch ihre Briefe ging? Krank ſcheint ſie nicht zu ſeyn, und auch nicht ſo verzweifelt, wie ich es vermuthen würde, wenn jenes Verhältniß gewaltſam zerbrochen worden wäre, aber ſehr verdrießlich, angeekelt von Allem, ärgerlich, und voll geheimer Plane. Sollte ihre Leidenſchaft ſo ſchnell verlöſcht ſeyn? Sollte Sättigung ſie aus der ſo ſehnlich gewünſchten und mit ſo viel Heftigkeit geſuchten Nähe vertrieben haben? Das wäre eine ſonderbare, aber nicht ganz neue Erſcheinung in Roſaliens Gemüth, welches wohl ſchon mehrmahls das heftig Ergriffene ſchnell wieder fahren ließ, wenn es ſie in die Ruhe ſtiller Sicherheit wiegte, und ſie nicht mit ewig neuen Kämpfen und Ängſten in ewig neuer Spannung hielt. Doch auch in dieſem Falle würde ſie, wie ich glaube, offenherzig mit mir

gesprochen haben, wie sie es sonst that, wenn so eine zum Himmel lodernde Flamme, die Alles um sie her und sie selbst zu verzehren schien, vor dem Hauche des Zufalls oder einer neuen blendenden Erscheinung in todte Asche zerfallen war. Aber zu schnell scheint es mir auf jeden Fall, und in ihrem ganzen Briefe keine Spur einer Veranlassung zu dieser großen Umwälzung!

Und endlich, was sollen die Plane bedeuten, von denen sie spricht? Es scheint, als ob sie irgend eine Intrigue, oder eine weit aussehende Machination vorhätte. Will sie etwa gar eine Rolle auf dem Theater der Politik spielen? Macht ihr ein Minister, ein Prinz den Hof? Ist der ländliche Apoll aus ihrem Herzen verdrängt? Hat dieser seinen Vortheil so wenig verstanden, daß er sich ihr ohne Rückhalt als willige Beute hingab? Oder hofft sie nun auf einer erhabneren Bühne durch ihren Geist zu glänzen, und die kleinen Hände im großen Spiel zu haben*)? Ich verstehe kein Wort, aber ich sterbe vor Neugierde.

Wenn Sie nur einen Funken Mitleid mit dieser weiblichen Schwäche haben, und sich vor-

*) Göthe's Tasso.

ſtellen können, wie mich nach Auflöſung aller dieſer Räthſel verlangt, ſo ſchreiben Sie mir ſo bald als möglich, und laſſen es mich nicht entgelten, daß durch einige Zeit Ihr Andenken bey mir in Schatten geſtellt, und ein Band ganz aufgelöſt zu ſeyn ſchien, das billig als Freundſchaft und gegenſeitiges Wohlwollen hätte fortdauern ſollen, und in meinem Herzen wirklich fortgedauert hat, wenn Ihnen auch kein äußeres Zeichen davon erſchien! Leben Sie wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Lothar an Bertha von Selnitz.

Aus der Reſidenz den 7ten December 1810.

Sie haben Recht, gnädige Frau! Ich war allerdings erſtaunt, als ich Ihre Schrift auf dem Umſchlag eines Briefes an mich erkannte, an mich, den Sie nicht nur ſeit ſo langer Zeit mit keiner Zeile, ſondern ſelbſt in den Briefen an Ihre Freunde mit keiner Erwähnung beglückten. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke: Die ſchöne Frau bedarf deiner, und dieſem Bedürfniß, nicht deiner Perſönlichkeit, haſt du den Brief zu danken? So errieth ich im erſten Augenblicke den Inhalt Ihres Schreibens im Allgemeinen, und meine Sehergabe hatte mich weniger getäuſcht, als manchen Andern, der ſeine Eingebungen aus erhitzter Phantaſie ſchöpft. Sie möchten Etwas wiſſen? Ich ſoll es Ihnen ſagen? Gut! Hierzu wird aber vor allen Din-

gen erfordert, daß ich ſelbſt unterrichtet ſey, und das bin ich nicht.

Sie wiſſen, oder wiſſen vielleicht auch nicht, daß meine Denkart bey der liebenswürdigen Roſalie ſehr dunkel angeſchrieben iſt. Ich bin ihr ein unheiliges und viel zu reales Weſen, als daß ſie, deren Herz wie Thespis Wagen nur Schatten und Idole tragen kann*), mich begreifen, oder gar mit mir ſich befreunden könnte. Nun freylich! An Schatten fehlt es nicht, wenn man die anſehnliche Zahl der Lieblinge, die einſt in ihrer Seele geherrſcht haben, und nun für ſie abgeſchieden ſind, berechnet, und kaum haben die Hexen im Macbeth ſo viele Könige aus Banco's Geſchlecht im Zauberſpiegel gezeigt, als wir ſolche herrſchende und wieder verſchwundene Königsſchatten im Herzen der ſchönen Frau nachweiſen könnten. Jeder war zu ſeiner Zeit ein Idol, begabt mit allen Eigenſchaften, die ſie an ihm wünſchte, und gekleidet in die Geſtalt, die der eben damahls Erwählte trug.

Den jetzt regierenden Heros werden Sie wohl aus ihren Briefen kennen, doch gewiß

*) Schiller.

nicht in seiner wahren Gestalt, sondern nur in der dichterischen Verklärung, worin unsere phantasiereiche Freundinn ihn sieht. Hören Sie also einmahl einen Unparteyischen, und lassen Sie sich von mir aus eben jener Sehergabe, die den Inhalt Ihres Briefes errieth, das Schicksal dieser Leidenschaft vorhersagen! Fahrnau ist schön, er hat vornehmen Anstand, der aber nicht immer der wahre ist, er ist gutmüthig aus Temperament, tapfer aus Unbesonnenheit, hochmüthig um seiner Geburt willen, und er macht sein Glück bey den Damen. Es kam mir oft unbegreiflich vor, welche allgemeine Theilnahme er in **bad erregte. Doch wer vermöchte diese ätherisch feinen, leichtbesaiteten Seelchen zu begreifen, die, in zarte Hüllen eingeschlossen, jedem Eindruck offen, unsre Lust und unsre Qual machen, von denen man Alles erwarten, und bey denen man auf nichts rechnen kann?

Auf geradem, officiellem Wege, meine schöne gnädige Frau, ist es mir, wie Sie aus dem Vorigen sehen werden, unmöglich, Ihnen etwas Zuverläßiges über unsere Freundinn zu melden; indeß bin ich doch im Stande, so ziemlich Ihren Wünschen zu entsprechen, und es soll mich freuen, wenn mein Bericht Sie einigermaßen

befriedigt, und mit Wohlgefallen an den Commiſſionär erinnert, der mit Vergnügen Ihren Befehlen nachlebt.

Wo Frau von Sarewsky wär, als ſie plötzlich aus **z verſchwunden, und wie es ihr Anfangs in ihrer ländlichen Ein- oder Zweyſamkeit ging, werden Sie beſſer wiſſen, als ich. In der großen Welt weiß man kaum, daß ſie in Sarning geweſen, man trügt ſich mit den albernſten Geſchichten, und ich habe daher nicht ohne Mühe endlich den wahren Zuſammenhang erfahren, den ich Ihnen hiermit mittheile.

Roſalie hatte einige Wochen in dem allerglücklichſten Zuſammenſeyn mit dem jetzigen Idol ihres Herzens zugebracht. Alles begünſtigte die Liebenden. Die argloſe Leonore ahnete nicht, daß ihre furchtbarſte Feindinn in der Nähe ſey, und Fahrnau, ſo wenig Kopf er ſonſt hat, war doch liſtig genug, ſeiner Frau ein X für ein U zu machen, und verliebt genug, um den tollen Plan zu entwerfen, mit Roſalien geradezu durchzugehen! Wohin ſie ihre Schritte zu lenken gedachten, und welche-ferne Wüſteney ſie, wie Atala und Chactas, in ihre Schatten bergen ſollte, weiß nur Gott und vielleicht die beyden Liebenden. Vielleicht, ſage ich! Denn bey Verliebten

iſt ein folgerechter Plan wohl immer eine große Vorausſetzung. Genug, es war Alles verabredet, und ſie hatten ſchon eine hübſche Strecke im Schlitten zurückgelegt, als ihnen der Unſtern oder Leonorens Schutzgeiſt den einfältigen Norbek in den Weg führte. So waren ſie ertappt, verrathen. Leonore erfuhr die ſcandalöſe Geſchichte, und wurde krank. Fahrnau forderte den ungebethenen Einmiſcher, ſchlug ſich, wurde ſchwer verwundet nach Hauſe gebracht, und mag jetzt eine Gardinenpredigt zu hören bekommen, die ich nicht mit ihm theilen möchte. Die ſchöne Roſalie aber floh nach der Reſidenz, ſpielt die Unbefangene meiſterlich, hat den Oberhofmarſchall zum getreueſten Verehrer, weiß den alten Herrn trefflich zu kirren, und ſucht ſich mit allen bedeutenden Perſonen am Hofe zu befreunden. Was ſie eigentlich vorhat, kann man nur errathen, denn ſie hüllt es in das undurchdringlichſte Geheimniß. Daß es aber keine politiſchen Zwecke ſind, dafür ſtehe ich. Dieſe dichteriſche, ſchöne Seele ſieht in ihren Träumen die große Welt, den Hof und alle Staaten viel zu tief unter ſich. Ich wäre daher vielleicht ſehr geneigt zu glauben, daß ſie darauf hinarbeitet, ihren Liebling in die Stadt zu locken. Iſt das, dann

gehört er ganz ihr; aber er gehört ihr dann auch nicht lange mehr. Nicht als ob er ihrer so bald überdrüssig werden würde — dazu ist er viel zu leidenschaftlich — aber sie wird die Sicherheit des Besitzes einschläfern, und ihn der Reue und den Vorwürfen seiner beleidigten Ehehälfte preisgeben. Das ist das Prognosticon, welches ich dieser Liebe stelle, und zugleich Alles, was ich über diese Geschichte zu sagen weiß. Möchte es Sie befriedigen, meine schöne gnädige Frau, und Sie nicht bereuen lassen, sich an den halbvergeßnen Freund gewendet zu haben, der sich glücklich schätzt, wenn Sie seiner bedürfen wollen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 14ten December 1810.

Es ſcheint, meine theure Schweſter, als ob der Menſch, wenn er recht glücklich iſt, dem Himmel mißfiele, und es iſt wohl auch möglich, daß es ſo iſt. Wir ſind ja hier, um zu lernen und um zu glauben; dort erſt ſollen wir ſchauen und genießen. Ich war glücklich, liebe Clara, glücklich, wie wenig Menſchen es ſind; und als ich ſo recht mitten im innigſten, bewußteſten Gefühl meines irdiſchen Wohlſeyns ſtand, da griff die Hand der Vorſicht in die Blumenbeete meiner Freuden, pflückte die ſchönſten ab, knickte andere, daß ſie nicht wieder aufſtehen, und ſtreckt ſie jetzt noch einmahl aus, um, wie es ſcheint, mit ſtrengem Entſchluſſe Alles zu vernichten, was mich ſtill und froh gemacht hat.

Du kannſt wohl denken, daß ſeit den letzten Auftritten der alte Stand der Dinge nicht wieder hergeſtellt werden konnte. Ich weiß nun, daß in Ludwigs Herzen, wenn auch minder lebhaft, neben dem meinen noch ein anderes Bild lebt; ich weiß, was einmahl gewagt wurde, und was wieder gewagt werden kann und wird, wenn eine zügelloſe Leidenſchaft, die nicht mehr ganz ohne Hoffnung iſt, dazu antreibt, und dieß Wiſſen allein würde hinreichen, wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß, mich aus dem Paradieſe meiner Ruhe und Liebe zu vertreiben. Aber ich ſehe das Gewitter bereits aufſteigen, das ſich über meinem Haupte entladen wird. Ich ſehe die geheimen Faden ſich ſchlingen und dehnen, in deren trügeriſchen Netzen mein ganzes Erdenglück zuſammenſtürzen ſoll, und ein Herz, das immer kämpfen und in ſtets neuen Angriffen ſich abmatten ſoll, muß wohl endlich dem unermüdeten Feind erliegen.

Wenn ich in die Jahre meiner frühen Jugend und erſten Liebe zurückdenke, wie ich Ludwig das erſtemahl ſah, durch ſeinen kriegeriſchen Ruhm uns Mädchen in unſrer Ältern Hauſe ſchon voraus angekündigt, und als er bey der Tante ankam, in allem Glanz der Jugend, der

Schönheit und der Ehre! Geblendet, ſtill ſtand ich in meinem Winkel. Ich konnte nur verworrene Gedanken faſſen; denn ich war längſt die verlobte Braut eines Mannes, den ich kaum kannte, und von dem mir meine Mutter und meine Freunde ſagten, er ſey liebenswürdig und tugendhaft. Julius von Tengenbachs Bild war mir ſtets in freundlichem Lichte erſchienen, und der Gedanke, ihm einſt anzugehören, mir immer lieb. Jetzt erhob ſich auf einmahl die Vorſtellung dieſes unauflöslichen Bandes mit ungewohnter Kälte in meiner Seele, und ein verwirrter Streit begann in meinem Inneren. Erſt nach und nach wurde ich meiner Überraſchung Meiſter. Vernunft und Pflichtgefühl verdrängten jeden ungehörigen Gedanken, und ich konnte mich dem ſchönen Fremdling mit ziemlicher Unbefangenheit nähern. Aber das blieb nicht lange ſo. Der junge Offizier, um den ſich Alles drängte, richtete ſeine ſtillen, dunkeln Blicke gerade auf die, auf die allein er ſie nicht hätte richten ſollen, und die Unbekanntſchaft mit meinen Verhältniſſen ließ ihn nicht ahnen, daß hier ein unüberſteigliches Hinderniß walte. So gab er ſich der zarten Neigung hin, die ihn ſtill, aber innig, an mich zog. Du warſt damahls im Kloſter,

liebe Clara, beſtimmt, Dein Leben darin zuzubringen. Der Braut des Himmels durfte ich nichts von den Stürmen ſagen, die ſich in meiner Bruſt erhoben. Ich ſah, wie die zarte Neigung in der Seele des reinen, ſtarken Jünglings immer wuchs, und die Schüchternheit, die ihn abhielt, ſich geradezu zu erklären, hielt auch mich ab, oder machte mir es vielmehr unmöglich, ihm zu ſagen, daß ich längſt das Eigenthum eines Andern ſey. Ein Zufall hatte es ihm entdeckt, und nun brach die erſt ſo ſanfte Neigung in Flammen wüthender Leidenſchaft aus. Was hat er nicht gethan, um eine Verbindung aufheben zu machen, die mir kein Glück, und ihm, wie er damahls glaubte, unabſehbares Elend bereitete! Als er Alles unmöglich fand, und meine Mutter nicht zu bewegen war, das Wort, das ſie dem ſterbenden Gemahl gegeben, zurückzunehmen, da hielt er es in dem Lande, in dem Welttheile nicht mehr aus, wo ich lebte, und einem Andern gehörte. Er ging mit ſeines Vaters Einwilligung nach England, und wollte ſich von dort nach Oſtindien einſchiffen. Im Hafen von Portsmuth, im Begriff, Europa vielleicht für immer zu verlaſſen, traf ihn ein Brief ſeines Vaters. Meine ſtillen Gebethe und ſein heißes Fle-

hen hatten den Himmel gerührt. Julius hatte ſelbſt das Band zerriſſen, das ihn an mich knüpfte, indem er auf der Univerſität geheirathet hatte. O Clara! Noch zittert mein Herz, wenn ich den Augenblick dieſes Wiederſehens mir zurückrufe! Wie er auf Flügeln der Liebe und Ungeduld wieder in ſein Vaterland kehrte und zuerſt in mein Zimmer trat! Keines vermochte zu reden, keines ſeine Seligkeit zu faſſen. Er lag zu meinen Füßen, an meiner Bruſt, ehe ich noch recht wußte, wie es kam. Und jetzt? — Sind wir noch dieſelben? Ach in meinem Buſen lebt noch ganz das alte Gefühl! Seine Leidenſchaft war viel glühender. Wie oft hat er mich nicht in der Trunkenheit ſeiner Freude, und auch ſchon vorher, als ich mich ſtill gefaßt meinem ſchweren Schickſal ergab, mit dem er ringen und es bezwingen wollte, der Lauigkeit, des Mangels an wahrer Liebe beſchuldigt! Und jetzt? — muß ich wieder ſagen!

Ich rufe mir oft jene Bilder zurück. Ach ich weiß Alles noch ſo genau, jede Regung, jedes Wort! Und wenn ich das Alles überdenke, ſo meine ich oft, es wäre nicht möglich, es müſſe nur ein ſchwerer Traum, oder eine Betäubung ſeyn, daß es nun ſo ganz anders ſteht, und ich

fürchten muß, dieß Herz ganz zu verlieren, das ohnehin nicht mehr ausschließend mein gehört!

Verzeih, liebe Schweſter! Ich ſollte Dir erzählen, und verliere mich in Klagen und Träumen. Aber es erleichtert mein Herz, und ſo trägſt Du Nachſicht mit mir!

Vier Wochen waren ſeit meinem letzten Briefe an Dich in wehmüthiger Stille hingefloſſen. Ludwigs Wunde am Arm heilte nach und nach durch meine Pflege; die Wunde ſeines Herzens ſuchte ich durch die lindeſte Berührung, und die zärtlichſte Schonung ebenfalls zu ſchließen. Er war mir ſo dankbar für Beydes. Er hielt ſich treu und feſt zu mir, wie ein verletztes Kind ſich an die Mutter ſchließt, deren verachtete Warnung ihm jenen Unfall zugezogen hatte, und ich bewachte mit eben der Sorge und Liebe eines Mutterherzens jede ſeiner Bewegungen, ſuchte ihm Freude zu machen, wo ich konnte, und die Bande wieder feſter zu ziehen, an denen eine frevelnde Hand gerüttelt hatte. Da er jetzt mehr zu Hauſe bleiben mußte, gewöhnte er ſich bald daran, immer um mich zu ſeyn. Er half mir beym Mahlen, er lernte mir kleine Nebengeſchäfte ab, und machte ſie bald viel geſchickter, als ich ſelbſt. Sein richtiger Blick und ſeine eigne

Fertigkeit im Zeichnen verbeſſerten, manchen meiner Fehler, und als er einſt — ich hatte es nicht gewollt — während ich aus dem Zimmer ging, die Skizzen jener zwey Gemählde aus Panthea's Geſchichte fand, und ſein Bild auf jeder, und ſein zartes Gefühl ihm den geheimen Sinn jener Zeichnungen offenbarte — o meine Schweſter, dieſer Augenblick zärtlicher, verklärter Liebe wird ewig einer der hellen Puncte in meinem Leben bleiben! Und wenn es noch ſo dunkel werden ſollte, in jenen Augenblicken waren wir Beyde weit glücklicher, als Menſchen in der Ordnung ſeyn können!

So ſtanden die Sachen, und meine Seele fing ſchon an, ſich wieder ſtillen Hoffnungen zu öffnen, als man eines Nachmittags, wo wir, mit den Kindern plaudernd und lehrend, beyſammenſaßen, Ludwig einen Brief mit dem Inſiegel des fürſtlichen Hofes überbrachte. Mich überlief bey dem erſten Anblick ein Schauer. Alles Fremde, Ungewohnte kann ſo leicht eine Erſchütterung an dem jetzt nur ſchwach befeſtigten Gebäude meines Glücks verurſachen. Der Oberkammerherr ſchrieb meinem Manne in den verbindlichſten Ausdrücken, daß der Fürſt ſich ſeit einiger Zeit ſchon mehrmahl geäußert habe, warum denn Fahrnau, der

einſt ſo rühmlich gedient habe, der durch Geburt und Thaten einen ſo ausgezeichneten Platz am Hofe behaupten, und dem Staate ferner nützen könnte, ſich und ſeine Vorzüge ſo ganz und gar in ländliche Einſamkeit vergraben wolle? Er, der Oberkammerherr, ſehe ſich verpflichtet, ihm dieſe wiederhohlten gnädigen Äußerungen des Monarchen zu hinterbringen und ihn einzuladen, auf einem würdigen und glänzenden Schauplatz die Gnade ſeines Fürſten und den Dank des Vaterlandes zu ernten u. ſ. w.

Ludwig hatte kaum ausgeleſen, als mir ſogleich ein ganzes Gewebe ſtrafbarer Liſt, das hier angelegt ſey, hell vor den Augen ſtand. Er ſchien davon im erſten Augenblicke nichts zu ahnen; aber das Unbegreifliche dieſes Schrittes, nachdem man während acht Jahren ſeiner ganz vergeſſen hatte, mochte ihn doch nach und nach auf Vermuthungen geführt haben, die er zwar nicht ausſprach, um mich nicht zu verletzen, die ſich mir aber deutlich in ſeinen Zügen offenbarten. Er erhob ſich, und verließ das Zimmer. Wie mir zu Muthe war, bis er wiederkam, und das Urtheil über mein Leben oder Tod gefällt war, kannſt Du beſſer erachten, als ich ſchildern. Gegen Abend trat er in mein Kabinett, einen offenen

Brief in der Hand. Er ſah etwas blaß aus, aber eine himmliſche Freundlichkeit glänzte in ſeinen großen, dunkeln Augen. Ich habe mich beym Oberkammerherrn entſchuldigt, liebe Leonore! hub er an: Ich nehme ſeinen Antrag nicht an. Meine häusliche Ruhe und Unabhängigkeit iſt mir lieber, als aller Glanz des Hofes. Da lies, was ich geſchrieben! Er hielt mir das Blatt hin. Überraſchung und Freude hatten mir die Sinne benommen. Ich wies es mit der Hand zurück, ſtand auf, und drückte unter Thränen, und — warum ſoll ich mich ſchämen, es zu geſtehen? — indem ich halb in die Kniee ſank, ſeine Hand an meine Lippen. Er war beſtürzt, er hob mich ſchnell auf, und drückte mich an ſeine Bruſt. Wir hatten uns wortlos verſtanden. Keine Sylbe erwähnte des Vorfalls weiter. Der Brief wurde abgeſchickt und Alles ſcheint nun wieder ruhig. Aber Schweſter! Schweſter! Es wird dabey nicht bleiben. Sie wird nicht nachlaſſen, nach ihm zu ſtreben, ſie wird andere und ſtärkere Triebfedern in Bewegung ſetzen, der Kampf, den Ludwig gekoſtet hat, wird erneuert, der Sieg noch ſchwerer werden, und — und endlich? O Gott! Was wird dann aus uns werden?

Ich habe keine andere Beruhigung, als die Ergebung in den Willen Gottes. Er hat mir dieſe Prüfung auferlegt, er wird wiſſen, wozu. Ach, ich war wohl zu glücklich, und hatte in fortdauerndem Wohlſeyn mich vielleicht von Sicherheit und Übermuth einſchläfern laſſen! Wenn ich dieß lebhaft erkenne und mein Leiden zu meiner inneren Vervollkommnung anwende, dann, hoffe ich, wird der, der uns durch's dunkle Thal des Todes führt, auch mich väterlich mild durch das noch viel dunklere des Verluſts von Ludwigs Liebe führen. Leb wohl!

Drey und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 19ten December 1810.

Sind es die gemeinen Künste zänkischer Xantippen, womit diese Leonore den Mann, der seine Würde nicht aufs Spiel setzen mag, in willkührlichen Schranken hält, oder ist es die Gewalt eines überwiegenden Verstandes, der dieß weiche Gemüth einst mit Hülfe zärtlicher Regungen unterjocht hat, und nun in festen Banden höherer Pflicht und unauslöschlicher Dankbarkeit hält?

Wie dem immer sey, sie arbeitet mir offenbar entgegen, und sie ist mit mir in die Schranken getreten. So beginne denn der Kampf!

Schon in Rosenstein hatte sie mit List oder Gemeinheit ihn mächtig von mir abzuhalten gewußt. Ich spürte deutlich ihren unsichtbaren Ein-

fluß, wie man die Macht eines böſen Dämons erkennt, der in jede unſrer Freuden Gift zu gießen, und aus jeder unſchuldigen Begebenheit Gefahr zu bereiten weiß. Sie — oder die Furcht vor ihr, das iſt einerley — hat ihn vermocht, meinen dringendſten Bitten und Vorſtellungen zu widerſtehen, und ihm ſogar den Gedanken einer Trennung von mir erträglicher, als den ihres Widerwillens, gemacht.

Ich beſchloß, das Gebirg zu verlaſſen, wo ich ohnehin in dieſer Jahrszeit nicht länger mehr bleiben konnte. Fahrnau verſprach, mich im Schlitten auf die nächſte Station zu begleiten, wo ich meinen Reiſewagen, der in den Gebirgswegen nicht zu brauchen war, gelaſſen hatte. Wir fuhren ab. Die heitere Luft verfinſterte ſich bald, Sturm und Geſtöber machten die Pferde ſcheu, und unweit eines Schloſſes, das einem von Fahrnau's Freunden gehört, warf der Schlitten um. Man kam uns zu Hülfe. Dieſer Zufall hatte unſerm Verhältniß eine Öffentlichkeit gegeben, in der ich nichts, als das muthige Bekenntniß einer tadelloſen Empfindung ſah, die ihm aber, in ſeinem ängſtlich zarten Ehrgefühl ſchrecklicher als der Tod war. Aufgereizt durch vermeinte Beſchämung, verletzt in den zarteſten

Saiten ſeines Gemüths, ſchien er gegen Alles, ja gegen mich ſelbſt gleichgültig, und nur bemüht, das Verlorne wieder herzuſtellen. Er begleitete mich halbgezwungen bis an die Station, kehrte dann auf ſein Schloß zurück, und ſeitdem keine Zeile, keine Erinnerung an mich, die, aufgelöſt in dem Gefühl, ihm anzugehören und ein Theil ſeines Weſens zu ſeyn, ihr Leben nur an den Pulsſchlägen der Liebe erkennt! Nein, ich kann ohne ihn nicht leben, Bertha! oder vielmehr, ich lebe nur in ihm, durch ihn, ich erkenne mich nur in ihm, und darum muß er mein werden, mein im ſtrengſten Sinne des Worts, mein auf ewig, ohne ſcheinende Theilung!

Sie hat es nicht anders haben wollen. Sie pocht auf ihre Rechte, die ihr Prieſter und Advocat zuſichern, und hält, was ſie nicht zu brauchen verſteht, mit neidiſchen Händen feſt. Es iſt ja doch jedem Geſchöpfe erlaubt, ſich um ſein Leben zu wehren. Er aber, ſein Beſitz, iſt mein Leben. Wer das antaſtet, verletzt die Bedingungen meines Daſeyns. Er iſt mein Feind, ich muß mit ihm kämpfen — und ich werde ſiegen!

Er muß in die Reſidenz. Darauf ſteht das Gebäude meiner ganzen Zukunft in dieſem und

jenem Leben fest. Er muß aus dem beengenden Gewahrsam der Eifersüchtigen in meine Nähe, und in die Umgebung des frisch wechselnden Lebens. Dann, wenn ihn die Welt mit ihren Ansprüchen an ihn von allen Seiten anregt, wenn das Bewußtseyn seiner Vorzüge ihm zeigt, was er gilt, und was das Leben ihm schuldig ist, dann wird er auch sich und seine häusliche Beschränkung erkennen, sie wird ihn trübe und schal anekeln, er wird sich ihr entreißen, und mir angehören.

Ein Versuch hierzu wurde vereitelt. Die Antwort kam nicht aus Ludwigs Herzen. Er kann die Hoffnung, mich zu sehen, nicht so kalt von sich weisen. Könnte er das? O dann, dann mag dieses kümmerliche Athmen, das eintönige Schlagen dieses Herzens still stehen! Dann mag ich, dann kann ich nicht mehr leben! — Aber nein! Es ist nicht möglich! Er kann mich nicht vergessen haben, sonst müßten die allmächtigen Gesetze der Natur aufhören, und ein Ding müßte zugleich seyn und nicht seyn können! Seine Liebe zu mir und meine zu ihm ist nur Ein Gefühl, denn unsere Seelen sind Eins, und wie das Wasser, in tiefen Krümmungen herumirrend, scheinbar weit voneinander entfernt, sich

doch auf jedem Puncte in gleicher Höhe zu erhalten ſtrebt, und überall nur Eine wagerechte Linie hält, ſo muß es in unſeren Herzen ſeyn. Übrigens haben mich dieſe Stürme ſehr angegriffen. Ich bin krank. Erſchöpft gehe ich zu Bette, und ſtehe erſchöpft nach einer ruheloſen Nacht auf, in der kaum auf Viertelſtunden ein heißer, betäubender Schlaf mich beſucht. Wenn dieſer Zuſtand nicht bald endet, ſo erliege ich, ehe ich ihn wiederſehe, oder ſeine Ankunft zerreißt die mürben Fäden meines Daſeyns vollends. O Bertha! Auch das wäre Seligkeit, in ſeinem Anſchauen, in ſeinen Armen zu ſterben!

Vier und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schweſter.

Roſenſtein den 26ſten December 1810.

Meine Augenblicke ſind gezählt. Die Zimmer ſtehen voll Koffer und Kiſten. Wir ziehen für dieſen Winter in die Reſidenz. Der Fürſt hat Fahrnau beſtimmt auffordern laſſen, ſeine Kammerherrendienſte, die er durch acht Jahre, ſeit wir auf dem Lande leben, unterlaſſen hatte, wieder zu verrichten. Er will ihn ſehen, ſprechen, und, wie es heißt, in Geſchäften brauchen. Hier iſt alſo nichts mehr zu thun, als ſich unter die höhere Macht, die das Schickſal der Fürſten, wie das unſrige, lenkt, zu beugen und ſich mit Muth zu waffnen. Mein erſter Gedanke, als dieß unwiderruflich ausgeſprochen wurde, war, daß Fahrnau allein gehen würde. Ich hätte ihn nur mit blutendem Herzen können abreiſen ſehen; aber ich hätte es gethan, um ihm zu zeigen, daß ich ihm vertraue. Doch in ſeiner Seele findet

die Idee eines von uns getrennten Lebens nicht Platz, und als wir uns das erste Mahl über die zu ergreifenden Maßregeln beſprachen, waren ſeine Kinder und ich ſchon feſt in ſeinen Plan verwebt. Die Art, wie er mich bath, ihn zu begleiten, als ich ihm die Koſten eines Winteraufenthalts mit der ganzen Familie in der Reſidenz vorſtellte, zeigte mir, daß er mich durchaus in ſeiner Nähe wiſſen wollte. O dieß kindlich ſchöne Gemüth ahnet nicht, wie unumſchränkt es in meiner Seele herrſcht!

Mich umſchwebzn lauter düſtre Ahnungen. Beym Einpacken ſtreifte ſich mein Trauring vom Finger, und aller angewandten Mühe ungeachtet, obgleich ich den Koffer zweymahl ganz umpackte, wurde er nicht mehr gefunden. Auch hat von dem Tage an, da jener Brief vom Hofe kam, ſich die bisher heitere Winterwitterung ganz geändert. Nebel, Dunkelheit, ungeſunde Näſſe erfüllen die Luft, zwey unſrer Domeſtiken ſind krank, und die Wege grundlos. Es iſt, als ob uns Alles hier zurückhalten wollte. Und doch müſſen wir fort! Man ruft mich ab. Lebe wohl, liebe Schweſter! Nächſtens mehr aus dem Grabe meiner Ruhe, der Reſidenz!

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN 10 1999